

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung ;

i u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

9.

Wien, Mittwoch den 1. Februar

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden, oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Geschichte und Eigenschaften der Haare nebst den sie veränderlichen Einflüssen durch physische und moralische Leiden.

(B e s c h l u ß.)

Das Bleichen oder anfängliche Grauerwerden der Haare ist entweder allgemein oder partiell; meistens jedoch fängt es bey dem Haupthaar an, und verbreitet sich nachher weiter. Das Alter bestimmt übrigens das Anfangen des Grauerwerdens nicht, da man oft sehr junge Leute mit weißem Kopfe sieht, zuweilen aber auch alte, deren Haare sich noch nicht im geringsten entfärbt haben. Hier und da hat man auch Beyspiele, daß die Haare unmittelbar nach dem Tode verbleichen, so wie es auch nach Krankheiten häufig der Fall zu seyn pflegt.

Die unmittelbare Ursache des Verbleichens ist dem Vertrocknen der Haut und der Haarwurzel von Einigen zugeschrieben worden; von Andern hingegen der feuchten und phlegmatischen Beschaffenheit der Säfte. Beydes ist vielleicht in verschiedenem Alter wahr. Einige halten auch dafür, daß die weiß gewordenen Haare abgestorben wären, das ist jedoch ein in die Augen fallender Irrthum, da sie eben so gut, wie die andern fortwachsen, ja sogar, wenn sie nicht durch Alter, sondern in Folge eines Ausschlags, oder einer Flechte gebleicht sind, nach oftmahligen Abschneiden, ihre vorige Farbe wieder erhielten.

Jeder Vernünftige wird leicht begreifen, daß die meisten angepriesenen inneren Mittel gegen dieses Übel, gar keine Wirkung haben können, so lange man keines erfunden, Alter zu verzüngen, oder unempfindlich für moralische Leiden zu machen. Von äußeren Mitteln hingegen

möchten wohl Vorsichtsmaßregeln die besten seyn, und zwar theils die nähmlichen, die schon gegen das Ausfallen der Haare angerathen wurden; nähmlich öfteres Kämmen und Abschneiden der Spitzen.

Außerdem empfehlen wir noch andere: Waschen des Kopfes mit kaltem Wasser, was indeß für die, die nicht daran gewöhnt sind, leicht nachtheilige Folgen haben kann; ferner öfteres Reiben des Kopfes, so wie auch ihn unbedeckt der Luft auszusetzen. Wirklich sieht man in Italien, wo man fast allgemein mit bloßem Kopfe schläft, und sich täglich die Haare wäscht, weniger Grauköpfe als bey uns.

Unter den Krankheiten, welche unmittelbar auf das Haar wirken, wollen wir nur zwey der wichtigsten hier anführen: den Grind und den Weichselkopf. Am ersten leiden gewöhnlich nur Kinder, sehr selten Erwachsene. Meistens wird er durch Unreinlichkeit erzeugt, hier und da jedoch auch durch heftige Betrübniß, schlechte Speisen, u. s. w. Oft ist er auch mit Skrophelübeln verbunden. Es gibt mehrere verschiedene Arten desselben, und nicht alle sind ansteckend, selbst die schlimmste nicht immer, wenn die Neigung dazu nicht schon in dem Körper vorhanden ist; dagegen halten es Einige für ein erbliches Übel.

Zuerst äußert sich diese Krankheit durch ein mehr oder minder heftiges Jucken, Entzündung, Anschwellung der Kopfhaut, Kopfschmerzen und Geschwulst der lymphatischen Halsdrüsen, worauf dann der ekelhafte Ausschlag erfolgt, gegen den man früher die sogenannte Pechkappe anwandte, das aber jetzt meistens durch gelinde Mittel gehoben wird, wie es denn überhaupt nothwendig ist, sich der Hülfe eines verständigen Arztes dabei zu bedienen. Als äußere Mittel wendet man außer den zunehmenden Arzneyen, auch oft gepulverte Kohle von Eichen-

holz oder eine Pomade von Schweinesfett und Kohle an, (beydes in gleicher Quantität) die man Abends und Morgens auflegt, nachdem man zuvor die kranke Stelle gewaschen. Ubrigens ist diese Krankheit in unserer Zeit viel seltener, als sie es früher war, was man vielleicht dem kurzen Abschneiden der Haare, so wie dem Abschaffen der Pelzmützen zu verdanken hat.

Der Weichselzopf scheint nur in Pohlen, Lithauen und Rußland einheimisch; am meisten in Pohlen. Er besteht aus einem Zusammenleimen und Verwickeln der Haare, welche auf diese Weise Büschel und Schöpfe bilden, die zu entwirren ganz unmöglich ist, weil sie wie in einander verwachsen scheinen. Diese Krankheit äußert sich auf allerley Weise, worunter drey die vorzüglichsten sind: die erste der Medusenkopf; sie unterscheidet sich dadurch, daß die Haare in vielen einzelnen, mehr oder minder dicken und langen Zöpfen zusammenkleben; die zweyte bildet aus allen zusammengeklebten Haaren einen einzigen, oft so langen Zopf, daß er einem Pferdeschweife gleicht; die dritte endlich bildet aus allen zusammengeklebten Haaren eine mehr oder minder ansehnliche Masse, die mit ungeheurem Gewichte auf dem Kopfe lastet. Diese drey zerfallen noch in viele Unterabtheilungen, alle aber äußern sich durch eine allgemeine Niedergeschlagenheit und ein Steifwerden der Glieder, worauf dann unbestimmte Schmerzen in Füßen und Händen, späterhin in den Schulterblättern, dem Rückgrath, dem Nacken und Hinterkopf folgen. Abends hat man einen Fieberanfall, der bis tief in die Nacht fort dauert, und mit einem kalten klebrigen Schweißte endigt; am Morgen geht der Puls wieder natürlich, doch gesellen sich zu den Schmerzen noch krampfhaftes Zucken der Muskeln, Ohrenbrausen, Schwindel. u. s. w. worauf dann das Zusammenkleben der Haare beginnt. Zuweilen greift dieß Ubel nicht bloß das Haar an, sondern auch, besonders bey fast kalten Personen, die Nägel der Hände und Füße, die in diesem Falle lang, bräunlich, ja zuweilen auch krumm und den Krallen der reißenden Thiere ziemlich ähnlich werden. Dieß erfolgt jedoch immer erst, nachdem die Haare schon angegriffen waren.

Oft vergeht diese Krankheit von selbst, ohne daß man irgend ein Mittel gebraucht; auch pflegen die Pohlen sich meist der Natur zu überlassen, weil sie aus Erfahrung wissen, daß gewaltsames Unterdrücken derselben von den nachtheiligsten Folgen für die Gesundheit ist. Ja selbst das Abschneiden des Haars soll meist sehr nachtheilig wirken, indem der Krankheitsstoff sich unfehlbar dann auf die Nägel wirft. Ausdünstung und schweißtreibende Mittel pflegen übrigens die gewöhnlichsten dagegen zu seyn.

Entwurf eines zweckmäßig einzurichtenden Lazarethes.

Von den Herren Doctoren Vornhaupt und Kerkovius in Riga, nach daselbst gemachten Erfahrungen.

Ein solches verdient besonders da, wo dergleichen Einrichtungen für den Fall des Bedarfs bey einer wandernden Seuche

noch nicht getroffen worden oder noch nicht gehörig zur Ausführung gekommen sind, Beachtung. — Wosern die Stadt, in der die Errichtung von Hospitälern als nothwendig erachtet wird, nur von irgend einer bedeutenden Ausdehnung ist, so beschränke man sich ja nicht auf ein einziges großes Lazareth, sondern errichte sogleich mehrere kleinere. Man etablire die Hospitäler besonders in solchen Stadttheilen, wo die ärmere Volksklasse eng beysammen wohnt. Kann man dabey den Hospitalsgebäuden eine trockene und hohe Lage anweisen, ohne daß sie zugleich kalten und feuchten Windstrichen des Orts zu sehr ausgefetzt sind, so möchte dieß gewiß für den Erfolg der Krankenbehandlung höchst günstig seyn. Die Krankenzimmer müssen geräumig genug, freundlich, trocken und warm seyn. Mäßig große Zimmer von 10—12 Betten, 4 Fuß weit von einander gestellt sind weit vortheilhafter als große, lange Säle. Die den Thüren zunächst stehenden Betten müssen noch durch vorgesezte Schirme gegen das unmittelbare Eindringen der äußern Luft geschützt seyn.

Die Betten sind so einfach als möglich einzurichten, weil sie häufig der Erneuerung bedürfen. Statt der Matratze dient am besten ein Sack von grober Leinwand mit Stroh-Heu oder Seegrass u. s. w. gefüllt. Von Bettwäsche kann wegen des so oft nöthigen Wechsels, nicht leicht zu viel vorhanden seyn. Die Bedeckung sey reichlich bestellt; außer dem Gewöhnlichen rechne man auf jedes Bett noch zwey dicke wollene Decken, außerdem sey jedes Bett auch noch mit einem Paar wollenen Strümpfen, und einem wollenen Camisol mit langen Ärmeln versehen. Auch solle man für eine hinreichende Zahl Steckbetten (Leibschüssel), versehe außerdem jedes Zimmer von der gedachten Größe mit einem Nachstuhl, und rechne ferner auf zwey Betten, ein großes weißes Becken zur Aufnahme der durch Erbrechen ausgeleerten Flüssigkeiten. In jedem Zimmer müssen ferner 8—10 wollene Pappen, mehrere Bürsten, und irgend eine Vorrichtung zur Erwärmung des Getränkes, der zu den Einreibungen bestimmten Flüssigkeiten, so wie anderer Arzneyen sich befinden. Da Bäder und ganz besonders Dampfbäder auch mit ausgezeichnetem Erfolge oft angewendet worden sind, so ist bey Zeiten dafür Sorge zu tragen, eine solche Einrichtung in jedem Krankenzimmer zu treffen, daß sie mit leichter Mühe und ohne Zeitaufwand herbeyschafft werden können. An Wärmlasche n, (auch steinernen Krügen, sogenannten Plüthern) Hafer und Sandsäcken, Wachssteinen und anderen Dingen, als Material zur Erwärmung des Körpers, darf es natürlich nicht fehlen. — Das wahre Heil eines guten Spitals beruht übrigens auf einer gehörigen Zahl guter Krankenwärter, auf 10—12 Kranke muß man wenigstens 4 rechnen; zur Zeit der größten Vösartigkeit einer Epidemie sind aber noch viel mehrere nöthig, da ein einziger Kranker hier oft allein wohl 4 rüstige Krankenwärter in den ersten 12 Stunden beschäftigt. Einige davon können auch weibliche Personen seyn, und ihnen wird am besten die Darreichung der inneren Arzneyen, die

Erwärmung des Getränks und die eigentliche Pflege des Kranken anvertraut werden; die andern aber werden selbst in den weiblichen Krankenzimmern, wohl sämmtlich Männer seyn müssen, weil bedeutende Kraftanstrengungen, und eine ganz besondere Ausdauer von ihnen gefordert werden. Von ihnen wird besonders die exacte Anwendung jenes Mittels verlangt, das unfehlbar in allen nur irgend bedeutenden Graden angewendet werden muß; es sind die Reibungen des ganzen Körpers mit weichen oder scharfen wolle- nen Lappen, selbst mit Bürsten. Zugleich richte die Direction des Hospitals ihr Augenmerk darauf, wenn sie gute Krankenwärter erhalten hat, sie auch stets gesund zu erhalten; sie schenke ihnen daher auch Erholung, reiche ihnen kräftige nährende Kost, gebe ihnen einen größeren als gewöhnlichen Lohn und zahle ihnen diesen in kurzen Terminen baar aus; nicht weniger dienlich ist es, ihnen eine Art von Präservativ in die Hand zu geben; wäre es auch nur um des heilsamen Glaubens willen, den sie zu solchen fassen. Sehr zweckmäßig möchte es auch seyn, Prämien für jeden Schwerekranken auszusetzen, der unter ihrem Beystand genas. — Der Arzt, der es übernimmt, in einem Hospitale zu fungiren, wird sich von seinen andern Geschäften ganz zurückziehen müssen. Ist die Epidemie nur von einiger Bedeutung, sowohl in Hinsicht der Verbreitung als der Bösartigkeit, so sorgt erstere für einen eben so schnellen Zuwachs von Kranken, als die letzteren Lücken in dem Bestand der bereits vorhandenen entstehen läßt; der Arzt muß um so mehr bemüht seyn, die neuen Kranken aufzunehmen, so wie die alten so viel als möglich zu beobachten. Dabey möchte er, wenn er einen Bestand von etwa 30 Kranken hat, doch noch eines tüchtigen Gehülfen und eines, wohl auch zweyer, Chirurgen bedürfen. —

Einige, von den übrigen getrennte Zimmer sind zur Aufnahme der Genesenen einzurichten. Sie müssen ebenfalls trocken, freundlich und warm seyn und brauchen von gewöhnlichen Krankenzimmern sich nicht zu unterscheiden; ein Wärter für jedes reicht hin; etwaige Geistesirre müssen eigene abgelegne, für sie eingerichtete Zimmer bekommen. — Der Transport der Kranken nach dem Hospitale ist ein Gegenstand von höchster Wichtigkeit. Abgesehen davon, daß er zeitig und schnell geschehen muß, muß er auch so schonend als nur möglich für den Kranken bewerkstelliget werden. Sorgfältig ist jede Erkältung zu vermeiden, der Kranke ist in einer Sänfte oder in einem halb oder ganz verdeckten Wagen, worin er ausgestreckt liegen kann, dahin zu schaffen; bey rauher Witterung ist er noch mit einem Mantel von Wachstuch oder Wachstaffet zu bekleiden, der mit wollenem Zeuge gefüttert, mit sehr langen Armen, und einer Capuze von gleichem Stoffe, zu versehen ist. Weder Mantel noch Wagen, noch deren Führer dürfen jedoch etwas Abschreckendes für den Beschauer haben. — Zur Aufnahme der Kranken in das Hospital muß, unweit des Eingangs desselben, ein eignes Zimmer bestimmt seyn. Auch ist für das Aufnahmegeschäft eigens ein Mann anzustellen, der mit der ganzen Hospitaleinrichtung hinlänglich vertraut ist, und die nöthige Anweisung er-

halten hat, die Krankheit, als solche zu erkennen; er muß zu jeder Zeit in seinem Locale zu treffen seyn. Von der Zahl der Betten jeder Abtheilung des Hospitals unterrichtet, wird er durch die täglichen Verzeichnisse oder Rapporte über Verstorbene und Genesene in den Stand gesetzt, eine gleichmäßige Vertheilung der neu anlangenden Kranken zu veranstalten, und so jedes Transportiren aus einer Abtheilung in die andere zu verhüten. Er trägt in die Krankenliste Namen, Stand, Alter, Zeit des Erkrankens und der Aufnahme in das Hospital ein, und bezeichnet die Abtheilung und das Zimmer, in welches der Kranke zu bringen ist. In Hospitälern von größerer Ausdehnung, und zur Zeit sehr starker Frequenz, wird man zu dem Aufnahmegeschäfte immer einen wirklichen Arzt anzustellen haben, der dann auch die ersten ärztlichen Verordnungen macht, und durch die ihm beygegebenen Chirurgen ausführen läßt. —

Die Verpflegung der Kranken betreffend, erfordert wohl nicht leicht ein Gegenstand größere Beachtung, als die Erhaltung der Reinlichkeit des Zimmers, der Lage räume, so wie einer reinen Luft. Bey heftigen Erbrochen großer Flüssigkeitsmassen, müssen Behälter zu deren Aufnahme, mit weiter Mündung, immer vorhanden seyn. Ist es nur mäßig, so werden kleine, auf den Boden an das Bett gestreute Sandhügel, die oft zu erneuern sind, hinreichen, um das Erbrochene aufzunehmen. Alle Excretionen sind, sobald als es nur thunlich, aus dem Krankenzimmer zu entfernen; die Steckbecken müssen immer zur Hand seyn, die Bettwäsche ist so oft als nur möglich zu wechseln; das Bett, in dem ein Kranker lag, ist gänzlich zu erneuern; das den Bettsack füllende Stroh oder Heu muß verbrannt, der leinene Sack selbst in Chlornasser gewaschen und rein gewaschen, die Decken endlich müssen gelüftet und mit Chlor durchräuchert werden. Gleich sorgfältige Reinigung erfordert auch die Bett- und Leibwäsche. Die Luft muß stets rein, aber auch warm seyn. Das Öffnen der Fenster aber kann, bey möglichster Vermeidung aller Zugluft, doch nur zu Mittagszeit gestattet werden, wenn die Witterung heiter, trocken und warm ist; ist die Witterung ungünstig, so hat man sich auf Erneuerung der Luft durch Ventilatoren und Räucherungen zu beschränken. Zu letzteren ist Essig das vorzüglichste Mittel; das Verbrennen von Wachholdersträuchen muß wenigstens mit Maß geschehen. Die angemessene Zimmerwärme ist 15 — 18° Reaum. — Hinsichtlich der Diät seyen, die Krankenpeisen leicht verdaulich, nährend und etwas reizend. Hafer- Gersten- und Reißschleim, leichte Fleischsuppe, Reiß mit Bouillon gekocht, Sago mit Wein zubereitet, und dabey gut ausgebackenes Weißbrot, sind die vortheilhaftesten Krankenpeisen. Fleisch in Substanz ist nur bey schon eingetretener Genesung zu verstatten; in der Darreichung des Kaffees ist Vorsicht zu empfehlen; besser bekommt Thee zum Frühstück. Keines kaltes Wasser nach Belieben zu reichen ist, nur dann zu gestatten, wenn das Verlangen darnach besonders dringend ist, in kleinen Portionen und sehr kalt. Wo Theeaufgüsse noch zu reizend erscheinen, ist eine dünne Schleimabkochung von Salep, ara-

bischem Gummi, Gerste, Hafer, Reis oder Sago zu wählen; stillt dieß Getränk den Durst zu wenig, so kann es, wie der Kranke oder Krankheitszustand es verlangt, mit Schwefel, Salpeter oder Phosphorsäure angenehm gesäuert werden. Bey Verlangen nach einem Analepticum (Herzstärkung) kann ein alter feurriger Wein, Portwein, Cahors u. s. w. gereicht werden. Von allen Speisen und Getränken muß aber nur immer wenig, obgleich vom Getränke oft, genossen werden. In psychischer Hinsicht ist dem Kranken Alles zu gewähren, was nur irgend wohlthätig auf ihn einzuwirken im Stande ist, nach Wunsch, stets zu verstaten; Alles hingegen, was gegenseitig störend auf Geist und Gemüth einwirkt, ist möglichst zu vermeiden. In den Krankenzimmern herrsche Ruhe und Stille. Die Verstorbenen bringe man bald genug, jedoch nicht früher als 1 Stunde nach ihrem Verscheiden, aus den Zimmern. Sobald aber ein Kranker gewisse Hoffnung zur Genesung gibt, säume man auch nicht zu lange, ihn in die Zimmer der Genesenden zu bringen; dagegen aber entlasse man ihn aus der Genesungsabtheilung nicht zu früh, und erst, wenn die Resonanz mehrere Tage hindurch sich vollkommen bewährt hat, der Kranke eine derbere Kost gut verträgt, und sich selbst gesund und gestärkt fühlt. Ist die Bekleidung, welche der Kranke in das Hospital brachte, gut, so kann sie ihm, nachdem sie einige Stunden lang mit Chlor durchräuchert worden, zurückgegeben werden, ist sie aber schlecht und dürrig, so werde sie verbrannt, und der Kranke auf Kosten des Commune mit andern und gehörig warmen Kleidern versehen. Eine zu schnelle Leichenbe-

stattung ist sorgfältig zu vermeiden, und sind die Leichen in einem separaten Gebäude in der Nähe des Hospitals wenigstens 24 Stunden lang zu halten. Ein eigener dazu angestellter Aufseher hat für den geräuschlosen und anständigen Transport der Leichen in dieß Haus, ihre Ansetzung, die gehörig lange Aufbewahrung und Bewachung daselbst Sorge zu tragen. Mehrere Diensteute werden ihm als Leichenträger zur Disposition gestellt. Erst nach Ablauf der gesetzmäßigen Frist werden die Leichen in Nothsärge gelegt, und ohne Aufsehen doch auf gebührende, humane Weise, zur Erde bestattet. — Zur Wahrnehmung der medicinisch-polizeylichen Maßregeln wird für ein größeres Spital auch ein höherer Beamter der Polizei oder vom Militär erforderlich seyn, der eine strenge Ordnung mit Milde und Rechtlichkeit zu erhalten, und eine ausdauernde Thätigkeit zu entwickeln vermag. Auch bedarf ein Spital einer eignen Apotheke, in der ein Apotheker nebst einem Gehülfen und einigen gewandten Lehrburschen Tag und Nacht dafür Sorge tragen müssen, die verlangten Medicamente möglichst schnell abzulassen. Die Apotheke sey wo möglich, in der Mitte des Spitalgebäudes gelegen, sey geräumig genug, und reichlich mit den Mitteln versehen, die nach den bisherigen Erfahrungen mit Erfolg angewendet wurden. Außer diesen hat der Apotheker für eine hinreichende Menge von Eis, gutem Chlorkalk, eine große Anzahl feischer Bluteigel, und für stete Bereitschaft von Senfteigen und Blasenpflaster zu sorgen.

M i s c e l l e.

Vorschriften in Bezug der Verbreitung des Auszuges. Da ein Handwerksgeselle nur selten so bey Mitten ist, daß er immer auf weißes Bettzeug in einem Wirthshause oder auf seiner Herberge Anspruch machen kann, so wird es leicht begreiflich, wie ein Auszügler oder Krähiger, welcher das Land der Kreuz und der Quere durchkreist, gar leicht den Grund zu einer solchen Einwurzelung des Übels legen kann, daß oft viele Jahre dazu gehören, um daselbe ganz wieder zu vertilgen. Erwägt man nun, wie schon so unzählige Male Anstreckung von Krähe die Klippe war, an welcher manches jungen Handwerklers ganzes Glück, seine kräftige Gesundheit und alle die frohen Ausichten in die Zukunft scheiterten, so muß eines Staates besondere Berücksichtigung dieses so wichtigen Gegenstandes ein erfreuliches Zeugniß von dem Ernste ablegen, mit welchem er den Ansprüchen an eine gute Gesundheitspolizey zu genügen bemüht ist. Eine rühmliche Erwähnung verdienen darum die Verfügungen, welche in Bezug auf Obiges das Königreich Württemberg getroffen hat, und die in seinem Regierungsblatte enthalten sind. Diefem zu Folge wird hinführo im König-

reiche keinem Handwerksgesellen mehr eine Kundschaft oder ein Wanderbuch erteilt, oder letzteres — sey es bey dem Eintritte in das Königreich, sey es wenn er den Ort, wo er arbeitete, oder das Land verläßt, nachdem er etwa 4 Wochen, ohne Arbeit zu finden oder zu nehmen, in demselben gereist ist, visirt, bevor er nicht durch ein schriftliches Zeugniß eines zur Praxis legitimirten Arztes oder eines Wundarztes 1. und 2. Classe nachgewiesen hat oder es durch ämtliche Untersuchung erhoben ist, daß er nicht an Krähe leidet. Eben so soll es mit jedem gehalten werden, welcher einen Paß bey einem herumziehenden Gewerbe begehrt, oder erneuert wissen will. Endlich macht es auch dieselbe Regierungsverordnung den Behörden in gleicher Absicht zur Pflicht, alle Gefängnisse einer besondern Reinigung zu unterwerfen, da auch durch diese der Ausschlag nicht weniger leicht verbreitet zu werden pflegt. Möchten sich doch alle Regierungen zu gleichen weissen Maßregeln veranlaßt finden, manche kräftige Gesundheit mehr würde dadurch erhalten, manches Unglück verhütet werden.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung;

8 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

10.

Wien, Samstag den 4. Februar

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samtags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die k. k. Postämter in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Über Eigenthümlichkeiten der Menschen, oder Individualität.

Nicht minder bewunderungswürdig als die Hauptnormen aller Organismen in der Schöpfung, ist die Mannigfaltigkeit der äußern Formen, mit welcher die Natur alle die Myriaden ihrer Kinder ausschmückt. So wenig man in andern Naturreichen zwey Individuen eines Geschlechtes von ganz gleicher Gestalt antrifft, eben so wenig ist eine völlige Gleichheit im Thierreiche anzutreffen, in welchem der Mensch, als Mittelglied zwischen Erd- und Himmelswesen obenan steht. Ein jeder Mensch ist dem Organismus sowohl als der Intelligenz nach, eine Einzelheit, die unter der ganzen Menschenmenge, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht wiederholt seyn kann.

Unsere verehrlichen Leser haben wohl nicht alle das Thema dieses Aufsatzes wichtig genug gefunden, um vielseitige Beobachtungen und Vergleichen, mit Absicht auf Studium der Eigenthümlichkeiten, selbst anzustellen, um zu erkennen, wie weit sie reichen, wie scharf sie gezeichnet, wie tief sie Jedem eingepägt seyen, und was uns als Vernunftwesen das Wichtigste seyn muß — ob wir denn an unsers Eigenthümlichkeiten auch einen selbstthätigen Antheil nehmen, oder wenn dem nicht so ist, ob wir wohl aus unserm Willen, dieselben in etwas, und wie weit — abzuändern vermögen, abändern dürfen.

Da Betrachtungen und Untersuchungen über diesen Gegenstand ohne dem leitenden Hülfsmittel, „Erfahrung“ nicht leicht möglich sind, nur geringe und meist falsche Resultate liefern können, so theilt der Verf. hier die Resultate seiner

dießfälligen Wahrnehmungen Denjenigen mit, welche die langen Pfade, auf denen man regelmäßig von Erkenntniß zu Erkenntniß geführt wird, nicht gewandelt sind, wohl aber auf andern Wegen so viel Geistesbildung erlangt haben, um den Wunsch zu hegen, die bey manchen Anlässen entstehenden Ideen über manchen Sachverhalt, in unserm Wesen, bis zur möglichen Evidenz auszubilden. Der Gegenstand ist wichtig genug, um die Aufmerksamkeit bey Prüfung einer dießfalls aufgestellten Ansicht, rege zu erhalten. Jedermann findet irgend eine Hinweisung auf das eigene Ich, irgend einen verkleideten Rath für die Umgangsweise mit Andern, vorzüglich aber die Überzeugung von der aufhabenden Pflicht, die Eigenthümlichkeiten Anderer, bey ihren directen oder indirecten Äußerungen, schonend zu berücksichtigen; insofern es die Verhältnisse gestatten, auf Veredlung derselben hinzuwirken.

Lavater und Gall haben ganze Systeme über die Materie zu Stande gebracht, fanden aber geringen Dank für ihr so mühevollles Streben, weil sie von einem gewissen Standpuncte aus, und mit gewissen Vorbegriffen lehrten, die ohne Gefährdung des allgemeinen Wohls der großen Menschenfamilie der Erde, nie allgemein werden dürften. Ohne große Gelehrtheit kann Jedermann nach Durchlesung dieser Abhandlung einsehen lernen, daß 1) unsere Eigenthümlichkeiten großentheils, aber nicht ausschließlich aus der Beschaffenheit des Organismus hervorgehen; 2) daß der Einfluß des Organismus auf den Geist, (unser eigentliches Ich) nicht mit unzerbrechlichen Fesseln zu vergleichen sey, die uns eine gewisse Passivität des Geistes auferlegten. Der Geist beherrsche den Leib, aber nicht als Despot den Sklaven, noch lasse sich der Geist in die Dienstbarkeit des Leibes verführen.

Es geschieht so Manches in uns, vor uns und zwischen uns Menschen, was seine hohe Bedeutung, wegen der Wiederholung der Wahrnehmung, für uns nicht hat, weil wir unvorbereitet sehen, oberflächlich sehen, oder von irgend einem Irrthum verblendet, falsch sehen. Die Erkenntniß des Menschen beginnt sich zu äußern an Gegenständen des Eigennuzes, welcher in uns ist, so bald wir zu Leben anfangen, sobald der Trieb zur Selbsterhaltung erwacht. Unter günstigeren Umständen, bey zunehmender Bildung des Geistes, streifen wir zwar den Eigennuz nach und nach immer mehr ab, und richten unsere veredelten Begierden nach erhabeneren Gegenständen.

Den Ungebildeten interessiren nur Gegenstände, die ihm unmittelbar Nutzen gewähren; er sieht Gegenden und Dinge von vielen, mitunter ausgezeichneten Personen, aus der Nähe und Ferne besuchen, bewundern, auf mancherley Weise copiren, ohne begreifen zu können, was denn die Leute an diesen Bäumen, Felsen, Seen, Flüssen und Bächen, oder verfallenen Gebäuden so Anziehendes finden, daß sie die Beschauung entweder mit so großer Mühe, oder Kosten erkaufen. Ihm, dem Ungebildeten, ist der Baum — Baum, der Stein — Stein, das Wasser — Wasser, u. s. w. deren Vorhandenseyn, als für die Erdbewohner unentbehrlich, von Gott angeordnet worden ist. Ihm ist eben so bekannt, daß jeder Mensch ein anderes Gesicht, andere Stimme u. dgl. habe, haben müsse, weil, wenn es nicht so wäre, in allen gesellschaftlichen Verhältnissen alsbald eine endlose Verwirrung eintreten würde; er weiß auch, daß nicht alle Leute gleich klug sind, weil sie nicht alle gleich viel Anlage haben, nicht alle studieren können.

Die Merkwürdigkeiten der Schöpfung erhalten für den Menschen erst dann eine immer wichtigere Bedeutung, im Verhältnisse als er sich der richtigen Erkenntniß ihrer Eigenschaften und deren entsprechenden Wirkungen, auf dem Wege der Erfahrung nähert. Die Wissenschaften, welche uns die Erfahrungen früher gelebter Forscher zur Verfügung überliefern, leisten uns bey unserm Ausgange zum Selbstschauen der Originale — gleichsam optische Dienste. Wir werden immer größere Wunder gewahr, je tiefer unter die Oberflächen der Gegenstände, unter die Rinden, Schalen, Krusten und Häute zu dringen, uns unsere Hilfsmittel und unsere Gebrauchsweise derselben, gestatten; dort erst zeigen sich die wundervollen Mechanismen, die zarten, verflochtenen Triebwerke der verschiedenartigen Thätigkeiten den erstaunten Blicken. Und vollends den Menschen! wer hat den ganz durchblickt? Unsere Seele und Körper sind zwey Gefährten, die einander nicht kennen, obschon sie ununterbrochen mitsammen existiren und verkehren; ja die Verbindung und Wechselwirkung zwischen Seele und Leib ist so innig, daß wir in manchen Fällen nicht mit Bestimmtheit behaupten können, Dieß bewirkt der Leib, Jenes veranlaßt der Geist.

Hey der Untersuchung, ob die menschlichen Eigenthümlichkeiten aus der geistigen Thätigkeit hervorgehen, oder von den Eigenschaften des Organismus eines Jeden

bedingt werden, muß man sich besonders hüten, die Begriffe von Kraft und Wirkung zu verwechseln, wie dieß so häufig geschieht, und Veranlassung zu vielen Irrthümern gibt.

Das Resultat der Betrachtungen über unser Thema kann nicht von dem Umfange seyn, als sich mancher Leser vielleicht verspricht. Die unseren Augen wahrnehmbaren Merkmale, wenn sie noch so untrüglich deutlich sichtbar sind, und wir sie noch so genau kennen, werden uns nie verrathen, was ein Mensch denkt oder abwesend von uns thut. Nie kann einem Menschen vom andern in Bezug auf geistige Thätigkeit, etwas mehr als über das Wie — bekannt werden, d. h. aus den äußeren Merkmalen kann nur der Charakter, der Modus, der Tact der Thätigkeit einer Person erkannt werden; also nicht was — Jemand denkt, sondern nur wie — er denkt; nämlich: kraftvoll, lebendig, klar, oder schüchtern, furchtsam, bedächtig, mit hohen Ideen, oder mit Unbedeutenheiten beschäftigt u. s. w. In jeder Stellung, wenn auch in einer gezwungenen, zeigt sich's doch dem unterrichteten Beobachter, ob ein Mensch als Hauptcharakter Thatlust, also eigenes Urtheil habe, oder ihm eine gewisse Passivität anklebe, die ihn zu maschinenmäßigen subalternen Verrichtungen, zum Gehorchen überhaupt — stämpelt. Auch solche Eigenschaften sind an Individuen in der Subalternität, schätzbar, denn nur sie sind zu langwierigen, gleichförmigen Arbeiten brauchbar, die doch in vielen Beziehungen von großem Werthe sind.

Menschen, die in öffentlichen Stellungen sind, die viele Geschäfte zu erledigen oder anzuordnen haben, mit einer Menge Menschen verkehren müssen, ist eine tiefe Kenntniß der Merkmale der Individualitäten unentbehrlich, wenn sie der sicheren Erfolge der eigenen Thätigkeit, wie auch der ihrer Verantwortlichkeit Unterstehenden, gewiß seyn wollen.

Der Nutzen, welchen das Studium der Menschenkunde bringt, ist sehr groß und mannigfaltig. Personen uns gegenüber, unter deren Einflusse wir stehen, müssen wir zu unserem Vortheile so zu begegnen wissen, daß uns ihre Gunst bleibt; Personen auf die wir Einfluß haben, müssen wir je nach der Beziehung, in der sie zu uns stehen, zu ihrem und unserem Vortheile, oder ausschließlich zu ihrem Nutzen — leiten, und dieß kann nicht anders, nicht sicherer geschehen, als wenn wir erkannt haben, was ihnen ihre Individualität angenehm oder widerwärtig erscheinen macht, um die zum beabsichtigten Zwecke mit ihnen, erforderlichen beyden Hauptmittel „Belohnung und Strafe“ in unserer Hand zu haben. Auch in Bezug auf den Umgang mit fremden unbekanntem Personen ist Menschenkenntniß nichts weniger als entbehrlich; sie verwahrt uns vor den zwey großen Nachtheilen: „dem allzugroßen voreiligen Vertrauen, und dem abstoßenden Fremdthum.“ Unerlässlich ist genaue Menschenkenntniß allen Personen, die in eheliche Verbindungen oder in sonstige, mit Gütergemeinschaft verbundene Vereinigungen treten wollen. Wie viel Tausende Opfer schon hat das Leichtnehmen, oberflächliche

Beurtheilung der Menschen genommen; besonders im Ehestande, in welchen die meisten Paare, nach einem kurzen oder langen Belügen und Täuschen eines Theiles des andern, so leichtsinnig treten, nicht ernstlich bedenkend, auf welchen Zeitraum über den Sinnlichkeitsrausch hinaus — der Bund geschlossen werde, welche Veränderungen auf der gewählten gemeinschaftlichen aber sehr beengten Bahn sich ereignen werden, und ob die Person, an deren Schicksale man so unmittelbar Theil zu nehmen sich vornimmt, auch irgend Etwas, einen bleibenden Vorzug eigen habe, der sie vor der ganz natürlich früher oder später eintretenden Gleichgültigkeit schützen könne. Altern und Erzieher endlich sollten sich vorzüglich auf das Studium der Individualitäten der Menschen verlegen; in ihrem Berufe nützt es ihnen und Denjenigen, welchen sie als Vorbild dienen, die sie lehren sollen. Wie oft hört man die ungereimtesten Äußerungen über misrathene Jöglinge oder Kinder: „Bey einerley Erziehung und Unterricht; ist gerade der oder die Eine misrathen; er oder sie ahmt oder geräth dem Vater, der Mutter, der Pathe nach.“ Gerade darin liegt der große und leider so häufig begangene Fehler, daß man alle Kinder, ohne Rücksicht auf ihre Individualität, gleich behandelt, nährt, pflegt, unterrichtet, belohnt und straft, alles über einen Leisten. Wer die Individualität der Menschen zu studieren nicht versteht, soll nicht Erzieher oder Lehrer seyn; man kann nicht verlangen, daß allen Schülern durch eine allgemeine Formel, ein Begriff beygebracht oder erklärt werde, noch daß eine Belohnungs- oder Strafwaise, auf alle gleichen Eindruck mache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die mittlere Dauer der Krankheiten in verschiedenen Altern und Ständen.

(Zum Behufe für wechselseitige Hülfsleistungsanstalten.)

Von Dr. Bittermé.

Die wechselseitigen Hülfsleistungsgesellschaften sind Verbindungen von Handwerksleuten, welche jeden Monath oder jede Woche einen kleinen Theil ihres Erwerbs für diejenigen zusammenlegen, welche von ihnen krank oder gebrechlich werden. In Paris finden sich an 300 solche Vereine, wozu fast 20,000 Personen gehören. Auch an andern Puncten Frankreichs, (so wie in Deutschland, in den Niederlanden, in Italien und vorzüglich in Großbritannien finden sich solche Hülfsgesellschaften.) Die folgenden Thatsachen und Bemerkungen interessiren eben so sehr den Arzt, als solche Gesellschaften für wechselseitige Hülfe.

Die Basis der Organisation dieser Gesellschaften muß die Kenntniß der Wahrscheinlichkeit seyn, nach welcher sich Krankheit oder Gebrechlichkeit einstellt, und die Kenntniß alles dessen, was man erfahrungsmäßig über die wahrscheinliche Häufigkeit und Dauer der Krankheiten weiß, wo-

von die Gesellschaftsglieder befallen werden können. Ein Hauptfehler in der Organisation dieser Gesellschaften besteht darin, sagt Herr Bittermé, daß eine auffallende Disproportion besteht zwischen den Beyträgen der Mitglieder und den Unterstützungen, welche die Säkungen der Gesellschaft bewilligen. Von allen Ursachen dieser Disproportion, ist die am nachtheiligsten wirkend, daß Arbeiter verschiedenen Alters, unter gleichen oder doch wenig verschiedenen Eintrittsbedingungen, zugelassen werden. Die Gefahr oder Wahrscheinlichkeit krank oder gebrechlich zu werden, ist nämlich, schon in den Altern zwischen dem 20. und 30. Jahre lange nicht gleich, und noch viel weniger zwischen 20 und 40 oder mehreren Jahren. Insofern der Tod die Folge oder Wirkung einer Krankheit ist, ist es sehr wahrscheinlich, daß die Häufigkeit und Dauer der Krankheiten, dem Gange der Mortalität folgt.

Ein schottischer Menschenfreund (Herr Diphant) hatte zwey Preise für diejenigen Hülfsleistungsgesellschaften ausgesetzt, welche die besten Tabellen über die Zahl und Proportion der Krankheiten in den verschiedenen Lebensaltern liefern würden. Folgendes ist, durch eine Commission erhoben, welche beauftragt war, alle diese Angaben und Nachrichten zu untersuchen.

Die mittlere Zeit, in welcher ein Arbeiter krank ist, an Krankheiten, (welche nicht von Ausschweifungen herrühren,) während der 50 Jahre zwischen dem 20. und 70. Jahre, beträgt etwa zwey Jahre, so vertheilt, daß mit 20 Jahren auf ein Jahr, nur eine halbe Woche oder besser 4 Tage Krankheiten kommen.

- » 30 Jahren auf ein Jahr sehr wenig mehr,
- » 40 Jahren, auf ein Jahr $\frac{3}{4}$ Wochen
- » 45 Jahren, auf ein Jahr 7 Tage oder eine Woche,
- » 50 Jahren, auf ein Jahr 9—10 Tage,
- » 55 Jahren, auf ein Jahr 12—13 Tage, oder fast zwey Wochen,
- » 60 Jahren, auf das Jahr etwa 16 Tage oder $2\frac{1}{3}$ — $2\frac{1}{2}$ Woche,
- » 65 Jahren, auf das Jahr 30—31 Tage, oder einen Monath,
- » 70 Jahren, auf das Jahr etwa 63—74 Tage oder fast $2\frac{1}{2}$ Monath.

Folglich nimmt die Dauer der Zeit, die eine Person im Laufe eines Jahres krank ist, im Durchschnitt von 20—30 Jahren nur sehr wenig zu (etwa um einen $\frac{1}{2}$ Tag) von 30—40 um anderthalb Tage, von 40—45 um eben so viel, von 45—50 fast 3 Tage, eben so viel, oder etwas weniger mehr von 50—55, von 55—60 Jahren etwa ungefähr 4 Tage, von 60—65 um 2 ganze Wochen oder 14 Tage, endlich von 65—70 sechs Wochen, oder fast $1\frac{1}{2}$ Monath.

Die Commission, deren Untersuchungen man die erwähnten Thatsachen verdankt, meint, daß unter dem Alter von 20 Jahren die jährliche mittlere Dauer der Krankheiten, auf etwa 3 Tage geschätzt werden müsse, und über die 70 Jahre hinaus (es ist immer von Arbeitsleuten die Rede) fast auf 4 Monathe oder $16\frac{1}{2}$ Woche ($16\frac{5}{100}$).

Dieselbe Commission hat auch das Verhältniß der Kranken gefunden:

ein Kranker	auf 136, 95	unter 20 Jahren,
„	„	auf 87, 89 von 20—30 Jahren,
„	„	auf 75, 74 von 30—40 „
„	„	auf 50, 61 von 40—50 „
„	„	auf 27, 65 von 50—60 „
„	„	auf 9, 23 von 60—70 „
„	„	auf 3, 14 über . . 70 Jahre hinaus.

Die hier zusammengestellten Resultate sind von mehr als 100,000 Beobachtungen oder einzelnen Fällen abstrahirt worden. Sie zeigen, daß, wenn man unter gleichen Bedingungen 2 Individuen von verschiedenem Alter zu Gesellschaften wechselseitiger Unterstützung zuläßt, man mit dem jüngeren einen der Casse vortheilhaftern Handel trifft, als mit dem älteren.

Es gibt für die Hülfsleistungsgesellschaften andere Ursachen von Mißgeschick, welche die Arzneykunde besonders kennen zu lernen suchen muß, und weshalb Individuen desselben Alters sehr verschiedene Aussichten haben, gesund zu bleiben; dahin gehören: die Verschiedenheiten des Lohns, welche natürlich Verschiedenheit in Nahrung, Wohnung und Kleidung zur Folge haben; die Art der Arbeit, der Ort, wo sie statt hat, die Stellung, welche sie erfordert, die Dünste, die Ausflüge, der Staub, in welchem der Arbeiter arbeiten muß.

Obwohl über den wirklichen Einfluß der Professionen auf die Gesundheit, noch Dunkelheit und selbst Widerspruch herrscht, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß die mittlere Dauer der Krankheiten jedes Alters, so wie sie durch alle Professionen zusammen geliefert wurde, nicht auf die einander am meisten entgegengesetzten Professionen Anwendung leiden würde; daß diese mittlere Dauer für die eine zu lang, und für die andere zu kurz seyn würde; folglich sollte man in jede Gesellschaft für wechselseitige Hülfsleistung, nur Individuen von einer und derselben Profession oder von Professionen aufnehmen, die sich in der Hinsicht, von welcher hier die Rede ist, gleich oder ähnlich sind. Einige Beispiele werden dieß erläutern.

Überall hat man gefunden, daß die Spiegelbeleger, die Bergolder, die Bloyarbeiter in Bleiweißfabriken, oft krank und gezwungen waren, ihre Arbeiten längere oder kürzere Zeit zu unterbrechen, ohne jedoch merklich mehr als andere dem Sterben ausgesetzt zu seyn. Durch ihre Register belehrt, läßt in London eine solche Gesellschaft die eben erwähnten Arbeiter nicht mehr als Mitglieder zu, selbst nicht einmahl die Wagen- und Häusermahler.

Was die Verschiedenheiten des Lohns anbelangt, welche unvermeidliche Verschiedenheiten in dem Verhältnisse der Wohnung, Kleidung und besonders der Nahrung zur Folge hat, so ist ihr Einfluß so groß, daß eine Gesellschaft von Webern, welche aus 1105 Mitgliedern bestand, 23,800 Krankheitstage zählte, während von Bijouterie-Arbeitern, deren Tagelohn viel höher ist, als der der Weber, eine aus 2747 Personen bestehende Gesellschaft, während eines Jahres nur 17,675 Krankheitstage gehabt hat, so daß also in Bezug auf Häufigkeit oder Dauer, die Krankheiten der ersteren sich zu den Krankheiten der letztern verhalten haben wie $25\frac{5}{100}$ zu $6\frac{13}{100}$ d. h. daß die Weber mehr als 3mahl so viel Krankheiten gehabt haben, als die Bijouterie-Arbeiter.

H. Billermé hat einige andere Thatsachen gesammelt, welche ebenfalls darthun, daß bey den Arbeitern die Häufigkeit der Krankheiten gewöhnlich im umgekehrten Verhältnisse mit dem Tagelohn, mehr noch als im geradem Verhältnisse mit der Ungesundheit stehe.

Die Societäten der wechselseitigen Unterstützung dürfen auch nicht übersehen, wenn sie die Begräbniskosten ihrer Mitglieder tragen müssen, daß gewisse Arbeiter, wenn sie einmahl erkranken, in viel stärkerer Proportion sterben, als andere. Diese Angabe ist durch eine Tabelle bewiesen, welche durch den Herrn Maisson, vormahls Secretär in dem Central-Admissionsbureau für das Bureau der Administration von Paris, entworfen worden ist. (Aus den Annales d'hygiène publique et de médecine légale).

M i s c e l l e.

Neue Beleuchtungsart. Locatelli in Paris hat nach vielen Versuchen, eine neue vorzügliche Beleuchtungsart erfunden, welche bereits die Academie royale de musique angenommen hat. Das neue System zeigt sich in der Einrichtung und Gestalt des Dochtes, in der Einrichtung der Dille, und der Verbindung beyder. Der Docht, welcher brennt ohne zu verkohlen, und folglich nie gepußt zu werden braucht, widersteht dem Verbrennen ungefähr 15 Stunden. Es gibt ein ganz gleichförmiges Licht, ohne eines Cylinders zu bedürfen, verbreitet weder üblen Geruch noch Rauch, und kostet nur einen halben Centim. Die Helle der Flamme jedes Doch-

tes gleicht dem eines Wachslichtes, wird aber durch einen, an der neuen Lampe angebrachten Reflector, um das Dreifache verstärkt. Jede Dille braucht in der Stunde höchstens 5 Grammen Oehl und gibt also mit 1 Pfund Oehl hundert Stunden schönes Licht. In diesen Vortheilen der Wohlfeilheit und eines glänzenden Lichtes, kommt noch die große Leichtigkeit, womit die neue Lampe unterhalten und hergestellt wird. — (Locatelli verkauft diese Lampen in Paris: Boulevard Montmartre Nr. 14, vis-à-vis le passage des Panoramas).

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben, Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

; u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

11.

Wien, Mittwoch den 8. Februar

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal postfreyen. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Über Eigenthümlichkeiten der Menschen, oder Individualität.

(Fortsetzung.)

Ursprung der Eigenthümlichkeiten.

Außer dem Menschen sind alle übrigen Geschöpfe, so zu sagen, nur Dinge, sie vegetiren im passiven Zustande; aber der Mensch ist Person, er ist selbst entschließendes Vernunftwesen. Dieses Prädicat kommt jedem Menschen ohne Ausnahme zu, ohne Rücksicht ob, und wie er diese Fähigkeit äußert. Die Kraft ist in jedem vorhanden, aber die Wirkungen derselben können (in Folge organischer Abnormen derjenigen Werkzeuge, welche die Vermittlung zwischen Geist und Leib vollziehen sollen) gehemmt seyn; z. B. bey Cretinen, Irnsinnigen etc. Das Prädikat „Vernunftwesen“ hat ein zweytes „die Willensfreyheit“ zur Accidenz. Ohne Freyheit des Willens gibt es keine eigene Thätigkeit, keine Persönlichkeit. Wozu eine Person durch fühlbaren Zwang, durch äußere Gewalt oder innere unwiderstehliche Triebe bemühet wird, das ist nicht ihr Werk. Man darf aber den Begriff vom freyen Willen mit den Alleskönnen, nicht verwechseln. Wir können als beschränkte Wesen nicht alles vollbringen, was wir wollen können, — aus Rücksicht auf die Folgen für uns selbst oder für Andere. Der Einfluß, den Gott auf uns nimmt, ist kein directer. Die Befolgung seiner Eingebungen wäre uns nicht verdienstlich, wenn es nicht auch möglich wäre, seine liebevollen Winke zu unsern oder des nächsten Gunsten, oder zu höheren uns unbekanntem Zwecken — unberücksichtigt zu lassen, wenn deren Befolgung unseren Neigungen zuwider ist. Wir hören seine

Vaterstimme mittelbar, — in Schulen, Kirchen, in jeder erbaulichen Lectüre, bey jedem zufälligen Anlasse zu einer guten That.

Nach Feststellung der Begriffe von der Nothwendigkeit unserer Willensfreyheit, und bey der Überzeugung von der Gerechtigkeit und Unpartheylichkeit des Schöpfers, müssen wir annehmen, daß die menschlichen Geister ursprünglich alle ganz gleiche Qualität haben, daß also die Eigenthümlichkeiten eines Jeden unter uns, sich erst während der Verbindung mit dem Leibe ausbilden. Geist und Leib sind zwey opponirende Kräfte; diese Eigenschaft entspringt aus ihren Naturen und ist, soll eine freye Entschließung gefaßt werden können, eine Wahl möglich seyn, durchaus nothwendig. Durch die ununterbrochene Wechselwirkung auf einander, beschränkt eine Potenz die andere, bis sie sich ausgleichen, zu einem harmonirenden Ganzen zu sammenschmelzen, oder die eine die Obergewalt behält. Bey Personen, wo der letztere Fall eintritt, ist das Merkmal als Hauptzug über das ganze Äußere der Person ausgegossen. Unter ungünstigen Umständen ist die Herrschaft des Geistes immer leichter, als die des Körpers verlierbar. Die Eindrücke der Außenwelt auf die Sinne sind unmittelbar, erregen schneller und lebhafter die Begierden; der Geist geht langsamer vor in seinen Verrichtungen. Nur Derjenige, der gelernt hat, jeden Entschluß zu einer Verrichtung von Folgen für ihn oder andere Personen, vor das Urtheil des Geistes (der Vernunft) zu bringen ehe er handelt, — erhält dem Geiste die Herrschaft, wird auch — Geistmensch. Seine Eigenschaften werden edel seyn, oder veredelt werden, den ein Geistmensch gefällt sich nur in vernunftgemäßer Thätigkeit, während der Slave des Organismus,

der körperlichen Neigungen, nur sinnlichen Genüssen nachjagt.

Die organischen Eigenthümlichkeiten bilden sich aus, nach den ewigen Naturgesetzen, welchen zufolge die zum ganzen menschlichen Körper nöthigen, verschiedenen Stoffe entstehen, Gestalten annehmen, und wirken. In dem Urstoffe zu unserem Leibe sind der Heterogenitäten nicht so viel als in jenen mannigfaltigeren Stoffen, welche wir als Ersatz für das in der Lebensactivität Verbrauchte, dem Ernährungsprozesse liefern. Speisen und Getränke, Lebensweise überhaupt, ändern die Eigenthümlichkeiten vortheilhaft oder ungünstig ab, je nachdem wir Qualität und Quantität des Genießenden berücksichtigen, das Gleichgewicht im Verbrauch und Ersatz aller Kräfte zu erhalten suchen; uns gleichsam selbst erziehen, bilden und veredeln, wann die fremde Aussicht und Hofmeisterschaft aufgehört hat.

Geistige Eigenthümlichkeiten.

Aus dem Vorhergehenden erhellet, daß das sogenannte Genie, Talent, Anlage, welche einzelne Menschen berühmt oder berüchtigt machen, nicht immer ursprünglich geistige Eigenthümlichkeiten sind, wie man gewöhnlich annimmt, sondern daß sie erst unter Vermittlung des weiter beschriebenen organischen Mechanismus angenommen und ausgebildet werden.

Der menschliche Geist ist eine Kraft. Eine Kraft setzt aber nicht immer auch schon Wirkung voraus. Jede Kraft bedarf um thätig zu werden, einen ihrer Natur angemessenen Impuls und — Gegenstand. Die Vernunftfähigkeit bringen wir alle mit in die Welt; wenn sie aber kein geeigneter Impuls zur Thätigkeit weckt, oder wegen Abnormitäten ihres Äußerungsmittels im Organismus nicht treffen kann; so bleibt sie schlummernd in uns wie eine ungeschnittene edle Masse, im passiven Zustande. (Im ersten Falle befinden sich alle Kinder, und Menschen im Naturzustande, die bildungslos aufwachsen; im zweyten, die Erkranken, Blöde, Wahnsinnige, Betäubte, Scheintodte.) Die ausschließliche Thätigkeit des Geistes ist — von den erhaltenen Vorstellungen, welche ihm durch die Sinneswerkzeuge aus der Außenwelt oder vom Gedächtnisse aus, zugeführt werden, zu abstrahiren, zu urtheilen, was der Gegenstand ist, — wie und wo er ist, welche Wirksamkeit er haben könne, oder wie er zu menschlicher Wirksamkeit anwendbar sey. Um aber über eine Erscheinung mit Bestimmtheit so urtheilen zu können, muß eine Erfahrung schon vorangegangen seyn, über das Objective des Gegenstandes, oder es muß wenigstens Ähnlichkeiten mit andern bekannten haben, um durch Vergleichung erkannt zu werden. Erfahrung erlangen wir unter Mithülfe des Gedächtnisses, des Erinnerungsvermögens, welches alles Dasjenige, was wir durch eigene Empfindung, oder mittelst anderer Sinne, von andern Personen erfahren haben, aufbehält, und bey schicklichem Anlasse wieder im lebendigen Bilde darstellt.

Wir besitzen einen höchst wunderbaren Mechanismus, welcher die Erscheinungen der Außenwelt, Gestalten, Töne,

Empfindungen, in gewisse, dem Geiste erkennbare Figuren bildet, welche ihrer Lebhaftigkeit nach, oder der Bedeutung, die sie für unser Interesse haben, oder haben können, in schärferen oder matteren Abdrücken im Gedächtnisse bleiben, und bey jedem Anklage, der mit jenem bey ihrer ersten Wahrnehmung Ähnlichkeit hat, wieder hervortreten. Diesen Mechanismus bewahrt das Gehirn, aber die Resonanz desselben verbreiten sich gleichzeitig durch das ganze an ihn geknüpfte Nervensystem, dessen sämmtliche im Körper verzweigten Äste von diesen Resonanzen durchbeben, die Impulse dem Blutssystem mittheilen, welche hinwieder der chemischen Mischung seiner Bestandtheile zufolge, stark oder matt empfunden werden, in Folge dessen sich das Blut schneller bewegt, ausdehnt oder zusammenzieht, entzündet, erstarrt oder sich auflöst. Daß dieser Mechanismus, welcher die Vorstellungen bildet, Antheil des Körpers sey, beweiset der Umstand, daß seine Thätigkeit willkürlich, künstlich, oder in Folge abnormaler Zustände in irgend einem Systeme des Organismus, gesteigert, herabgestimmt, verwirret, gelähmt oder ganz aufgehoben werden kann. Sobald die regelmäßige Wechselwirkung zwischen Körper und Geist gestört ist, sind die Vorstellungen unrichtig, unwahr, oder es tritt ein Stillstand ein in diesem Mechanismus; wie z. B. in manchen Krankheiten: im Zustande einer Betäubung durch Genuß berauscher Mittel, im Zustande des Schreckens, des Schmerzes, heftiger Gemüthsaffecte überhaupt, dann im Zustande des Schlafes. Der Geist als ganz einfaches Wesen, kann nie erkranken, sein Wesen selbst kann keine Veränderung erleiden. Sein Zustand ist nur in Bezug auf seine nächste Umgebung veränderbar; er kann zufrieden oder mißvergnügt seyn, aber diese Änderungen sind nicht sinnlicher Art; der Geist empfindet nicht Wohlust und Wonne, nur in dem, aus der Erkenntniß, daß Etwas gut, recht, vernunftgemäß oder schön ist, hervorgehenden Beyfall, besteht das geistige Vergnügen, nur in der Erkenntniß des Entgegengesetzten, sein Mißvergnügen.

Es ist nun wohl klar erwiesen, daß unsere ganze Intelligenz von der Qualität dieses Mechanismus abhängt, und von der Aufmerksamkeit, mit der der Geist, das eigentliche Ich des Menschen, die Correspondenz mit ihm pflegt. Der Grad dieser Aufmerksamkeit, die der Geist den Thätigkeitsproducten jenes Mechanismus widmet, und dessen Trefflichkeit durch häufige Beschäftigung desselben erhöht wird, hängt ab von der Stärke des Willens unseres Geistes, von der Festigkeit seines Beschlusses. Das für wahr, richtig, zweckgemäß Erkannte unbeugsam durchsetzen, ist das Merkmal einer starken Seele. Das moralische Gesetz beurtheilt die geistige Thätigkeit nur in Beziehung auf das Wie — der Weise, nicht womit — des Gegenstandes, weil letzterer meist von Umständen abhängt, die sich nach uns unbekanntem Regierungsgesetzen der Welt, als für jeden Einzelnen, ohne seine Mitwirkung bilden, gestalten und verändern; da der Stand, in dem ein Mensch geboren wird, viel über seine künftige Stellung in der großen Gesellschaft der Mitlebenden entscheidet, mithin auch die Gattung der Erfahrungen, welche ihn in seiner künftigen Selbstständig-

keit selten sollen, nicht wählbar ist; denn über Standes- oder Berufswahl hat doch bey jedem Menschen, seiner Altern- oder Erziehungsstand und die von ihnen dem Zögling gegebene Vorbildung viel entschieden.

Das moralische Gesetz gebiethet jedem Vernunftwesen, unter allen Umständen, deren Gestaltung nach uns unerforschlichen Grundfäden der Weltregierung, gemäß dem großen Plane fürs Ganze, von dem wir ein Jeder nur ein Stäubchen sind, nach bester Einsicht, mit Vorsatz zum besten Zwecke, wenn auch gegen persönliche Vortheile, sich zu entschließen. Also in jenem Verhältnisse, unter jederley Einfluß des Organismus und der Umstände, kann der Mensch moralisch gut handeln.

Auf die subalternen Functionen des Geistes hat die Eigenthümlichkeit des Organismus, welche wir nur mit dem festesten Willen bemeistern, beherrschen können, großen Einfluß. Aus ihr entspringt das besondere Wohlgefallen des Geistes an gewissen Vorstellungen, deren beharliche Betrachtung und immer deutlichere Erkenntniß, die Folgen sind. So möchte ich die Erscheinungen besonderer Anlagen zu gewissen Künsten und Wissenschaften, die man Genie, Talent, nennt, z. B. Genie der Musik, Dichtkunst, Bildnerey und Mahlerey, Naturkunde, Geschichte u. s. w. eben damit auch die Unfähigkeiten zu dem Einen oder Andern erklären, die Liebe oder Haß gegen Personen und Sachen herleiten, indem ich annehme, daß der vorerwähnte Mechanismus individuelle Fähigkeit habe, diese oder jene Bilder besonders schnell, deutlich und angenehm darzustellen, bey andern Gegenständen dagegen unvollkommener zu Werke geht, daher auch manche Begriffe dunkel, schwer begreiflich bleiben.

(Der Beschluß folgt.)

Was vermag die Cultur auf Gesundheit und Leben der Menschen?

Der Mensch wäre von der Natur zur Cultur bestimmt? — Und doch hat die Cultur den Menschen elend gemacht, seinen Körper verkrüppelt, seinen Geist mit Leiden umgeben, und ihm von der Glückseligkeit, welche ihm bey seinem Werden aus dem Füllhorne der Natur entgegenströmte, nichts übrig gelassen, als den heißen Wunsch nach derselben, und das peinigende Gefühl von seiner Unfähigkeit, dieselbe zu genießen. Betrachtet nur die höchst cultivirten Völker! Was für Menschen findet ihr darunter? Statt der munteren Kinder voll frohnden Lebens, — aufgedunsene, blasse Geschöpfchen mit abgelebtem ernsthaften Gesichte; statt des feurigen muthigen starken Jünglings, — ein feines zärtliches, zusammengeschrumpftes Männchen, das mit geborgten Augen sieht und nur für einen thierischen Trieb sinnen, wirken, leben und sterben kann; statt der vollen Jungfrau, auf deren Angesicht blühende Jugend, Frohsinn, Feuer und Unschuld um den Vorzug streiten, — eine abgekehrte Geistergestalt, mit matten Augen und mißmuthigen Gesichtszü-

gen; statt des vollendeten Mannes, der als Vater, Bürger und Menschenfreund, seiner Familie, seinem Staate und der Welt lebt, — einen siechen Hypochondristen, der sich beerausuchen muß, wenn er fröhlich seyn will, und den man beschenken muß, wenn er freundlich seyn soll; statt der gesunden Mutter mit dem lachenden Säugling an der Brust, glücklich in stiller Häuslichkeit, — eine arme Leidende, die die Schwäche hindert, Mutter zu seyn, oder eine friedensstörende hysterische, die von dem Geruch einer Rose in Ohnmacht fällt, oder eine, in das ganze Männergeschlecht verliebte Kofette, der der Blick eines tändelnden Stubers lieber ist, als das dankbare Lächeln des mit Muttermilch genährten Säuglings. Und welche Kinder erzeugen diese Menschen? — Unschuldige Schlachtopfer, noch glücklich, wenn sie die Welt nur im Vorbeygehen sehen, statt daß sie ihr durch längeres Daseyn zur Last fallen. —

Wie unübersehbar groß ist das Heer von Krankheiten, welches die cultivirtesten Menschen unter den häßlichsten Gestalten umlagert. Kaum erblickten ihre Kinder die Welt, so werden sie so lange von Bauchschmerzen gemartert, bis erschöpfender Durchfall ihrem Jammergeschrey ein Ende macht. Anderen werden die Zunge, der Mund und Hals mit Geschwürchen (Mundschwämmchen) überzogen, ihnen dadurch selbst der Genuß der Nahrung zur Qual gemacht, und der Tod herbeygeführt; andere sterben, weil ihnen das Gehirn mit Wasser überschwemmt ist, bey vielen bringen die leichtesten Ursachen tödtliche Zuckungen hervor, und so geht mehr als die Hälfte aller Neugeborenen vor dem Ende des ersten Lebensjahres wieder zu Grabe. Einem Theile von den übrig gebliebenen werden die Knochen weich (englische Krankheit) und der ganze Körper verkrüppelt, einen andern verzehren die Eingeweidewürmer; vielen schrumpfen die Glieder ein, der Bauch wird aufgetrieben, die Drüsen schwellen an, und es entstehen Stropheln und Abzehrung. Diejenigen, die diesen Übeln enttrinnen, oder sie überstehen, werden auch jetzt noch wohl von den Blattern entfielt, siech gemacht, oder dem Keuchhusten, den Masern, dem Scharlach und ihren mannigfaltigen bösen Folgen in die Hände gespielt. Was der Mannbarkeit entgegenrückt, das entschöpft sich durch Selbstbefleckung, frühzeitigen und unmäßigen Liebesgenuß; dann halten Rückendarre, Bluthusten, Lungenschwindsüchten, schleichende Fieber u. ihre reichen Erntten. Und welche Verwüstungen richtet die Venusfeuche unter diesen an! So langt meist der Jüngling entkräftet und abgemergelt im männlichen Alter an, wo ihm Hypochondrie, Melancholie, Krankheiten des Unterleibes, Verstopfung der Eingeweide, Hämorrhoiden, Steinbeschwerden, Sicht, und so manche andere Übel empfangen, und ihn bis zu seinem elenden Alter begleiten, in welchen er seines Körpers kaum mächtig, seiner Sinne zum Theile beraubt, furchtsam und wimmernd dahin welkt, bis ihm Engbrüstigkeit, Brustwassersucht, Steck- oder Schlagfluß zur Ruhe bringen. Noch zahlreicher sind die Krankheiten, denen das weibliche Geschlecht den Nacken beugen muß, ehe es an die Schwelle des Alters tritt. Unordnungen in der monatlichen Reinigung, begleitet von tausend Beschwerden, Bleichsucht, wei-

ber Fluß, beschwerliche Schwangerschaft, unzeitige Niederkünfte, Blutflüsse, schwere Geburten, Kindbettfieber, Nervenschwäche, Hysterie, Krämpfe, Zuckungen, Wahnstun, Verhärtungen der Gebärmutter und der Brüste, Abzehrungen, Wassersuchten und — wer wird die Übel alle nennen, die ihnen das Leben entweder zur Folterbank machen, oder es in seiner Blüthe vernichten? Und wie Wenige kommen dem höheren Alter näher? Wie Viele fallen nicht vor der Zeit unter der Sense des Todes an hitzigen Krankheiten, an Fiebern aller Art, Entzündungen, Vereiterung, Brand, u. s. w.

Nach diesem zahllosen körperlichen Glende, von dem hier nur eine leichte Skizze entworfen worden ist, ist es wohl nicht nöthig, auch noch das Heer der moralischen Übel, welches seine giftigen Pfeile auf die cultivirten Menschen hagelt, auftreten zu lassen, um sie als Zeugen für die Verderblichkeit der Kultur abzuheeren. Das beständige Schwanken zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Furcht und Hoffnung, die ewige Unruhe des Geistes, das immer treibende Emporstreben, die heiße Begierde nach Gütern, welche nicht erreicht werden können, die Leiden über geschlagene Wünsche, die beständigen Sorgen, die Furcht, die Eifersucht, der Neid, der Haß, die Reue und so viele andere Leidenschaften, deren unausgesetzter Wechsel den Frieden der Seele zerrüttet, das mannigfaltige Durchkreuzen der verschiedenen Interessen, das unaufhörliche Reiben der Menschen aneinander, Ungerechtigkeiten, Bedrückungen, Verführungen, Verfolgungen, die um so häufiger werden, je mehr sich mit dem Steigen der Kultur die mannigfaltigen Bedürfnisse der Menschen vermehren; können nur als einige Beispiele von dem vielen Unglücke angeführt werden, welches die cultivirten Menschen vor den sogenannten Wilden voraus haben.

Demit wäre freylich Böses genug zusammengelassen; — aber — ob es Wahrheit sey, daß die Kultur die Quelle sey, aus welcher dieses alles hervorstrome, hierüber stellen sich dem Verf. wenigstens, noch viele beachtungswürdige Zweifel dar, die man nur aus dem Wege schieben darf, um die Überzeugung zu erblicken, welche uns zuruft, daß man mit diesen Beschuldigungen einen ganz andern Feind der menschlichen Glückseligkeit belasten müsse, welchen man hier mit der Kultur verwechselt hatte, und welcher diesen durchaus nicht ähnlich sieht; daß nicht die Kultur, sondern die zu hoch getriebene Verfeinerung des Menschen die Urheberin von allen dem angeführten Unheile sey. Damit wir uns nun in den Stand setzen, die Kultur wegen den ihr aufgebürdeten Wirkungen zu rechtfertigen, müssen wir uns mit ihr näher bekannt machen; wir müssen

wissen, was Kultur ist? Ich glaube dieses fremde Wort zu verstehen, wenn ich sage: Kultur ist die vollkommene Entwicklung aller menschlichen Anlagen und Kräfte. Das Mittel zu ihrer Ausbildung ist Übung.

Die mannigfaltigen Anlagen und Kräfte des Menschen haben meine Leser bereits kennen gelernt, zugleich aber auch Gelegenheit gehabt, einzusehen, wie innig die dem Menschen eigenthümlichen Anlagen und Kräfte mit seiner Thierheit verwebt sind, eingesehen, daß der menschliche Geist nur durch körperliche Organe mit dem übrigen Erdenwesen in Wechselwirkung trete, daß diese Organe und ihre Energie nur durch das thierische Leben bestehen, und mit der Stärke und Schwäche des Lebens an Vollkommenheit zu- und abnehmen. Es wird sich ihnen daraus das gewisse Resultat darbieten: daß eine vollkommene Entwicklung aller menschlichen Anlagen und Kräfte ohne eine, der Natur gemäße Sorgfalt für das thierische Leben, unmöglich ist.

Da die Natur dem Menschen so viele Anlagen gegeben hat; da sie nichts umsonst gibt, von jeder Kraft Wirkung fordert, so fordert sie auch, daß er sie alle in Thätigkeit setze, alles vervollkommen soll. Und wenn dieses die Natur heischt, so kann es ihm nicht allein nicht schädlich, es muß ihm heilsam werden, vorausgesetzt, daß es so geschehe, wie sie es verlangt. Daß es ihm Heil bringe, bewähret die Erfahrung. So erhält der, welcher seine Muskelkraft oft in Thätigkeit setzt und übt, in Gesundheit Schönheit und Körperstärke den größten Seelengenuß, die schönsten Vortheile; durch sie erhält er seine Nahrung, wechselt oft den Standpunct auf der Erde und in der Atmosphäre, für seine Seele vervielfältiget er dadurch die Gegenstände der Anschauung, sein Körper athmet dabey eine reinere, belebende Luft in volleren Jügen ein, der Umlauf des Blutes wird ermuntert, die Verdauung, die Absonderungen und Ausscheidungen, kurz alle Lebensverrichtungen befördert; die Muskeln nehmen an Stärke zu, die Nerven verlieren ihre übergroße Empfindlichkeit, der Körper wird gegen die Beleidigungen des Luftwechsels, gegen Hitze, Kälte, Nässe und mannigfaltig andere Schädlichkeiten, welche zerstörend auf denselben einwirken, abgehärtet. Selbst in dem innern Sinne kommen alle widerwärtigen Eindrücke gemildert an, und trüben nicht so leicht den Gleichmuth der Seele und ihren inneren Frieden.

(Der Beschluß folgt.)

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey, A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

12.

Wien, Samstag den 11. Februar

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwoch und Samstag; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal vorzulegen. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Über Eigenthümlichkeiten der Menschen, oder Individualität.

(Beschluss.)

Äußere Eigenthümlichkeiten.

Die äußeren Eigenthümlichkeiten werden vom Organismus, auch dem geistigen Einflusse nach, reproduziert. Die Reflexe, welche das Nervensystem und Blutssystem von der geistigen Wirksamkeit empfangen, drücken sich, je nachdem ein Körperteil formfähig ist, schärfer, deutlicher aus. Die Contur des Hauptcharakters trägt jeder Mensch unwillkürlich zur Schau (Fälle der absichtlichen Verstellung ausgenommen). Die bezeichnenden Merkmale sind: Der Blick, die Mienen, die Stimme, Gang, Haltung des Körpers, und Schrift. Der Blick deutet die Lebhaftigkeit und Schärfe der Auffassungen, die Stimme den Grad der Stärke des Willens und Schnelligkeit der Ideenbildung und Verbindung, die Mienen sind der Spiegel des Gemüthes und der Nerventhätigkeit, im Gang und Haltung ist der allgemeine Takt der Thätigkeit erkennbar.

Die Schriftcharaktere verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Wie kommt es, daß unter so vielen Millionen Schreibender, nicht zwey ganz gleich schreiben; daß weder unter 4 — 5 Schülern eines Privatlehrers, noch unter hundert in öffentlichen Schulen, bey Benützung ein und desselben Vorbildes der Buchstaben, nicht zwey völlig gleich schreiben lernen? Das Vorbild an der Tafel oder im Musterblatte sehen alle gleich, sie wissen auch, daß ihre Nachahmung mit dem Originale nicht gleich ist, sondern ihm nur ähnelt. Auch der beste Wille, der anhaltendste Fleiß kann

die offenbare Unmöglichkeit nicht zu Stande bringen. Ich glaube, die Sache verhält sich ungefähr also:

Bei allen unseren Verrichtungen, welche so verschiedenartige Wendungen der Glieder, verschiedene Grade von Kraft erfordern, scheint gleichsam das Echo von der Wahrnehmung eines Eindrucks und der vom Geiste erfolgten Erkenntniß und Beschlußes, durch den schon erwähnten Mechanismus zum Vorstellen, auf das Gefühl, das durch den ganzen Organismus und durch das ätherische Fluidum, womit die Nerven erfüllt sind, verbreitet ist, zu übergehen, und mit dem Begriffe des Gegenstandes in Correspondenz zu bleiben, bis das Gewollte erreicht ist. Schreibt nicht die Hand z. B. unwillkürlich die ganze Menge Buchstaben hin, welche unsere Gedanken versinnlichen? Greift sie nicht eben so, ohne Beyhülfe, ohne Leitung der Augen — Tasten, Saiten und Löcher musikalischer Instrumente? Gebraucht der Handwerker, der Künstler, seine Werkzeuge nicht nach dem Tacte des Gefühls, da er so verschiedene Grade von Kraft anwenden muß, um die Figur des Ideals darzustellen. Welche Zartheit des Gefühls erfordern Meisterwerke der Malerey Bildnererey und der Schreibekunst, welche Genauigkeit und Schnelle, die Musik! Erlernen kann man diese nicht, die Fähigkeit ist rein individuell, und nicht einem Jeden erreichbar. Meister in erwähnten Künsten bildet doch nur die Trefflichkeit der Sinnverrichtungen; die Grade des Wohlgefallens sind von den Graden der Güte des oft erwähnten Mechanismus bedingt, und von dem festen Willen, oder dem Fleiße.

Wenn man die Schriftzüge guter Bekannter mit ihrem allgemeinen Charakter vergleicht, wird sich diese Angabe einem Jeden, der gut sieht, klar darstellen. Man wird die gemischten und ungemischten Temperamente ganz

deutlich vor Augen haben, in den Zügen, Biegungen, Verbindungen, Stellung und Stärke der verschiedenen Linien aus denen die Schrift besteht, und den persönlichen Charakter gewiß erkennen. Eine Schrift, bey deren Anblick gar nichts auffällt, die gleichsam wie gedruckt mit gegossenen Lettern, in gleicher Stellung und Stärke, Entfernung der Wörter, und der Zeilen von einander, ein Ganzes ausmacht, keine unnöthigen Schnirkelleyen nach Eigenheiten hat, etwas massig und gleich vom Anfang bis zum Ende ist, bezeichnet gewöhnlich den Menschen vom geraden offenen redlichen Sinn, mit hellem Verstande, voll Ordnungsliebe und Festigkeit; ein zu jedem Geschäfte zu jeder Verbindung taugliches verlässliches Subject.

Die verschiedenen Ungleichheiten in den geraden und Krümmen Linien, dann der Entfernung der Buchstaben und Zeilen von einander, deuten dem geübten Auge den persönlichen Charakter des Schreibers, mit ziemlicher Verlässlichkeit an. Die Schriftzüge des Furchtsamen z. B. sind sehr enge gehalten; des Gezierten sehr spitzig, mit allerley Schnirkeln; des Brausekopfs, mit überlangen Strichen der über oder unter die Linie gehenden Buchstaben; des Leichtsinrigen unleserlich, nachlässig gehudelt, die Zeichen über i, u, ä, ö und die Unterscheidungszeichen oder gar Worte im Sahe selbst weggelassen; des Melancholikers steif, enge im Schulzwang gehalten; des Simplicius, regelwidrig geformt und gestellt; jedoch erleiden die genannten Eigenthümlichkeiten der Schriftzüge bezüglich auf den persönlichen Charakter der Schreibenden respectable Ausnahmen, — denn auch das Interesse am Gegenstande, die Wichtigkeit welche eine Sache für den Schreibenden hat, entscheidet viel über das Maß von Fleiß, den er einer Schrift widmet. Der entscheidende Zug ist an Schriften am meisten erkennbar, die ohne besonderem Vorsatz, in der natürlichsten Stimmung und Lage, und an vertraute Bekannte, von deren kritikfreyen Aufnahme man überzeugt ist, geschrieben sind.

Es wird vielseitig geglaubt und behauptet, daß sich die Eigenschaften der Personen, von Altern auf Kinder forterben. Etwas Wahres liegt wohl in dem Sahe, aber der Umfang, in wie weit er richtig ist, ist ziemlich beengt. Der Mensch kömmt völlig unwissend und ohne allen Gewohnheiten in die Welt; was sich später in seiner geistigen und physischen Thätigkeit Ähnliches mit einer Person zeigt, hat jeder meist von einem Originale erlernt, ihm nachgeahmt. Gebe man ein Kind vor Ablauf des zweyten Lebensjahres aus dem Alternhause fort, so wird es gewiß nicht der Altern, sondern der es umgebenden Personen — Gewohnheiten, Mienen und Dialect nachahmen, wohl auch ähnlich werden, (wie es sogar oft zwischen manchen Gelehrten nach langen Misfammlenleben einzutreten pflegt). Organische Modaltäten können sich fortpflanzen, aber spirituelle Fähigkeiten nur als Folge der Ähnlichkeit der Sinnbeschaffenheit des vorbeschriebenen Mechanismus, aus welcher der gleiche Geschmack an denselben Gegenständen entspringt; findet sich aber der Gegenstand selbst nicht wirklich vor, so kann die Anlage nichts nützen. Wenn z. B. die Anlage zur Musik angeerbt wäre, das Individuum aber nie Musik oder von Musik hörte,

so wird es ganz sicher nichts von Musik wissen. Allgemein findet diese Forterbung eigenthümlicher Beschaffenheiten nicht Statt; man hat fast mehr Beyspiele, daß Kinder ungleiche, als gleiche Eigenschaften mit den Altern haben. Schnellere Fortschritte in einer Kunst oder Wissenschaft zu machen, in einem Fache zu excelliren, dazu wird Anlage erfordert, wo diese nicht vorhanden ist, bleibt dem Unbegabten bey allem Unterricht, allem eigenen Fleiße, das Höchste der Kunst oder Wissenschaft, „die Tiefen, die Principien zu erfassen, und selbst auf diesem erschlossenen Gebiete Neues zu schaffen, und zu erfinden“ unerreichbar; er bleibt am Gewöhnlichen kleben; wogegen ein G e n i e nur die üblichen Formen seines Faches, das Technische so zu sagen, zu lernen braucht; die Ausbildung geht sehr leicht von Statte; es ist da in seiner Welt ein solches Genie, es durchblickt schnell alles, was Andere Schwierigkeiten nennen; weil seine Wahrnehmung eine eigene Schärfe des innern Werkzeuges begünstigt, und das Wohlgefallen des Geistes am Gegenstande die M e d i t a t i o n unterstützt, welche so wenigen Menschen innewohnt. Wer die Gabe der Meditation nicht besitzt, mache sich an kein großes Werk, denn ihm ist Großes zu vollbringen nicht möglich.

Es gehört fürwahr die ganze menschliche Kraft dazu, Neigungen, Gewohnheiten, welche eine fehlerhafte, schwache Erziehung erstarken ließ, erst im männlichen Alter niederzuhalten, ganz zu besiegen, aber unmöglich ist die Beherrschung doch nicht, und da sie möglich ist, so wird sie auch Pflicht. Der Vorsatz muß unterhalten, und unterstützt werden durch gute Lectüre, gutgewählte Gesellschaft, Vermeidung jeder Gelegenheit zur Versuchung (der man nicht so leicht widerstehen als entgegen kann).

In der Kindheit, vorzüglich im Pubertätsalter, ist die schickliche Zeit, den Charakter des Menschen zu begründen; durch lebendiges Beyspiel und alle andern vernunftmäßigen Mittel auf — der jungen Menschen richtungsfähige Gemüther zu wirken, dieß aber mit fester Consequenz, ohne Laune, ohne Härte. Verlässliche Erziehungsmittel sind — gutbestellte öffentliche Erziehungsinsitute, unter männlicher Oberaufsicht, selbst für weibliche Jugend. In solchen gehet die wissenschaftliche und moralische Bildung in der Regel ungleich schneller vor sich und befestigt sich mehr. Das Lob und der Tadel der Mitschüler und Tischgenossen, der Vortrag so vieler verschiedenen Schüler, ihr privater Umgang, das den Kindern eigene Vielreden älterer und jüngerer, dient ununterbrochen als Belehrung. Die gesellschaftlichen Vergnügungen, die Spaziergänge und Ausflüge geben jedem Einzelnen Gelegenheit seine Ansichten, Urtheile und Empfindungen mitzutheilen, die dann von der redelustigen Umgebung sofort berichtigt, und sofern ein Streit entsteht, fast immer zum Oberrichter des Insituts zur Entscheidung gebracht wird, die dann auch wohl commentirt erfolgt. An den verschiedenartigen Charakteren und Eigenthümlichkeiten der Umgebung, übt sich der junge Weltmensch im Umgange mit Andern, lernt durch das oftmahlige Anstoßen an manches Seltsame, Widrige, Unangenehme, das er doch ertragen muß, den unschätzbaren Gleichmuth, mit dem allein man in der gro-

ßen Welt fort- und durchzukommen im Stande ist; er lernt aus all' dem Angenehmen, Schäßbaren und ebenso aus dem Widerwärtigen, Lächerlichen, das er an Andern bemerkt, die eigene Individualität studieren und verbessern; während Kinder die im Alterthume groß gewachsen sind, einseitige, der engen Umgebung nachgemodelte Menschen bleiben, die sich höchst unglücklich finden, wenn sie von der Lebensbestimmung, vom Brodstudium aus dem heimischen Neste hervorgerufen, jeden Blick der Personen beargwohnen, daß er nicht genug freundlich, nicht genug respectirend war, woraus denn eine Unzahl Widerwärtigkeiten für so verwöhnte, unpractische Menschen entstehen.

J.** B.**

Was vermag die Cultur auf Gesundheit und Leben der Menschen?

(B e s t i u s.)

Eben so lockend sind die Vortheile, welche durch Übung, die ausgebildete Sinne gewähren. Das weitfliegende Auge des Menschen, sein scharfes Gehör, zeigen ihm schon von Ferne das Nützliche, warnen ihn früh vor Gefahren, seiner Geruch und Geschmack, die wahren Wächter körperlicher Gesundheit, unterrichten ihn von der üblen Beschaffenheit der Luft, von der Giftigkeit und Schädlichkeit der Speisen und Getränke, und zeigen ihm das Angenehme und Heilsame derselben; das Gefühl zwingt ihn durch Schmerz, sich gegen Kälte, Hitze und Nässe zu schützen und Alles von sich abzuhalten, was seinem Körper Schaden droht. Und wie groß, und mannigfaltig ist der geistige Genuß, welcher durch sie dem Innern zufließt!

Die Bildung der höheren Seelenkräfte, des Verstandes und der Vernunft, setzt ihn in den Stand, eine jede Kraft, die auf seinen Körper wirkt, in ihren Folgen zu berechnen, Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft, und das Schicksal Anderer zu seinem eigenen Besten zu benutzen, das augenblicklich Angenehme von dem wahren, immer Guten zu unterscheiden, sie macht ihn zum Gebiether der Natur und gibt ihm das Vermögen, alle ihre Wirkungen zu seinem eigenen Nutzen zu leiten; sie erweitert ihm den Kreis des Wahren, Guten und Schönen bis ins Unendliche, und öffnet ihm die reizendsten Aussichten in die Zukunft.

Ein fester geübter Wille befolgt genau die Gesetze der Sittlichkeit, macht seinen Besitzer zum Menschenfreund, und zum Menschenliebhaber, erträgt geringe Beleidigungen und unvermeidliche Widerwärtigkeiten mit Gelassenheit, und hält die Zügel der wilden Leidenschaften, der ärgsten Feinde der menschlichen Gesundheit und Glückseligkeit, streng angezogen; sein Seelenfriede ist unerschütterlich, und seine Freude unerschöpflich, denn ihn freuet eigenes und fremdes Glück; seiner Leiden sind wenige und geringe; denn sein Betragen setzt ihn wenigen aus, und für die, welche ihn unverschuldet treffen, findet er Trost und Binderung in seinem Herzen und in fremder Liebe.

Auf diese Weise wäre der ganz und nach der Natur cultivirte Mensch stark, gewandt, gesund, froh und glücklich:

Cultur wäre keine widernatürliche Feindin der Menschheit, sondern ihre beste Freundin und reichste Seegenpenderin.

Aber man vergesse die Bedingung nicht: Die Cultur muß den Befehlen der Natur angemessen seyn. Alle Anlagen und Kräfte sollen mit steter Rücksicht auf das thierische Leben ausgebildet werden; Körper und Geist sollen immer gleichen Schrittes zur Vollkommenheit hinaufsteigen. Bloße Entwicklung seines Körpers, seiner Thierheit, hält ihn unter der Würde des Menschen zurück, und macht ihn zu einem rohen, blöden, elenden Geschöpfe, welches die Glückseligkeit, die seiner wartet, gar nicht ahnet; bloße Steigerung seines Geistes vernachlässiget den Körper, verzehrt seine Kräfte, und macht ihn stich, und elend. Geist und Körper sind einander so innig vermählt, daß nur wechselseitige Thätigkeit und Unterstützung das gemeinschaftliche Wohl erhält, und den ganzen Menschen dem lockenden Ziele der Glückseligkeit sicher entgegen führt.

Zur höheren Geistesthätigkeit, zur Speculation allein, ist demnach der Mensch nicht geboren. Indessen macht diese den Menschen doch so unglücklich nicht, als die ausschließliche Ausbildung der Sinnlichkeit und der Phantasie, welche die mit Unrecht sogenannten cultivirten Menschen, mit Vernachlässigung aller übrigen geistigen und körperlichen Anlagen, zur Hauptbeschäftigung ihres Lebens machen. Diese, welche man im wahren Sinne Verfeinerung, Verzärtlung nennen kann, diese ist es, welche eigentlich alles das Elend über den Menschen verhängt, das man mit Unrecht der Cultur zur Last legt. Hat der Mensch durch Verfeinerung seine Sinnlichkeit und Phantasie auf das Höchste gestimmt, dann ist nur sinnlicher Genuß das einzige Ziel seines ganzen Lebens; seine ganze Kraft verzehrt sich auf der Jagd nach sinnlichen Vergnügen. Alle Genüsse, die ihm die Natur anbietet, werden ihm bald zu klein und zu wenig, er sucht sie durch widernatürliche, durch schädliche Speisen und Getränke, durch Übermaß im Genuße derselben, durch unmäßige und widernatürliche Befriedigung des Zeugungstriebes und durch tausend andere ausgesuchte Wollüste zu befriedigen; Körperkraft, Vernunft und Wille bleiben dabey in ihrer Kindheit; zu schwach sich zu vertheidigen, unvernünftig zu fliehen, muß er jedem feindlichen Angriffe der Dinge, welche ihn umgeben, Stand halten.

Gut deucht ihm nur, was für den gegenwärtigen Augenblick seine Sinne reizt, die Zukunft deckt ihm ein dichter Nebel. Seine Freyheit steht unter dem Scepter der Sinne und der Phantasie, er ist unfähig, sich nach Gründen zu menschlichen Handlungen zu bestimmen; er handelt nicht; er wird hingerissen vom Strome der Reigungen. Sein Geist ist in einer ununterbrochenen Unruhe, die größten Wollüste befriedigen seine Begierden nicht; ohne Labung dürstet er nach Etwas, das er nicht kennt und welches ihm nur die Vernunft gewähren könnte, und versagt ihm endlich die erschöpfte Sinnlichkeit die körperlichen Genüsse, dann steht die Schöpfung, öde, todt und freudenleer vor ihm, und ihm bleibt nichts übrig, als eine Vernichtung zu erwarten, vor welcher er zurückbebt; denn für höhere Freuden und Aussichten, die er sich durch seine Vernunft:

thätigkeit erschaffen und eröffnen könnte, hat sein geistiges Auge keine Sehkraft.

Sein Nervensystem ist in einem beständigen Aufruhr, seine Kraft wird erschöpft, ihr belebender Einfluß auf den übrigen Körper unterbrochen, dieser wird auf der andern Seite durch Ausschweifungen aller Art, durch das Toben der mannigfaltigsten Leidenschaften bis in sein Innerstes zerrüttet; seine Empfindlichkeit steigt aufs Höchste, jede kleine Gewalt wirft ihn nieder, öftere Überspannung führt gänzliche Erschöpfung seiner Kräfte herbe, und so sinkt er unaufhaltsam der Hinfälligkeit, mannigfaltigen Leiden und Schmerzen und dem frühen Tode in die Arme.

Durch alles dieses hoffe ich einem Jeden das Geständniß abzunöthigen, daß es die größte Verleumdung gegen Natur und Menschheit sey, die Cultur für eine Pandora anzusehen, aus deren Urne das Unglück sich erhob, und mit seinem giftigen Nebel das Menschengeschlecht überzogen habe.

Sie, die Cultur, ist der Genius, den die Natur sandte, um den Menschen mit Stärke, Genuß, Weisheit und Tugend auszustatten, durch sie eröffnet er sich ein ewiges Wirken, und hebt sich auf ihren Flügeln zu einer Höhe, auf welche

sich ihm die reizendste aller Aussichten, die Aussicht in eine andere Welt aufthut. Auch wird dem, der Empfänglichkeit für die vorhin vorgetragene Gründe hat, die Überzeugung aufgegangen seyn, daß Verfeinerung und Cultur ganz verschiedenartige Dinge sind, welche man mit Unrecht wechselt hat, daß die erstere alles Unglück hervorbringe, dessen man die letztere beschuldigte, daß bey der, zu weit getriebenen Verfeinerung die schönsten menschlichen Anlagen und Kräfte, körperliche Stärke, Vernunft und Wille unangebaut liegen bleiben, und daß gerade das Gegentheil von dem, was man so gewöhnlich in den Tag hinein schwägt, statt finde, daß Mangel an Cultur den verfeinerten Menschen schwach und Elend mache. Weichlichkeit, Dummheit und Bosheit, diese sind die wahren Quellen, aus denen alles physische und moralische Übel bey den sogenannten cultivirten Menschenklassen hervorgeht. Durch Verfeinerung, nicht durch Cultur, sind diese von dem Lebenspfade abgewichen, welchen ihnen die Natur vorgezeichnet hatte, und auf welchen sie sich nun nicht wieder zurückzufinden wissen; für sie gibt es daher kein größeres Bedürfniß, als Fingerzeige, durch welche sie wieder auf denselben zurückgewiesen werden.

M i s c e l l e n.

Moralische Verirrungen bey organischen Fehlern. Die Erfahrung hat gezeigt, daß bey Verbrechern beträchtliche Fehler in der Lage sowohl als im Baue des Herzens gefunden wurden. Nasse hat sich die Mühe gegeben, mehrere solcher Beispiele zu sammeln. Amatus spricht von einem verwegenen Räuber, dessen Herz man mit Haaren umgeben fand; dasselbe beobachteten Verrierus und Muretus. Zalusus fand in dem Herzen eines durch das Rad hingerichteten Verbrechers drey erbsengroße Steine, die zusammen eine Drachme wogen. Bey einem andern durch das Rad hingerichteten, fand Reguier nach Cattier's und Vertholin's Angabe, das Herz mit der Spitze nach rechts, und mit der Basis nach links gerichtet; davon Mantel erwähnte Fall ist wahrscheinlich derselbe. Vertholin erzählt ferner, daß bey einem in Norwegen hingerichteten Räuber, ein Herz mit gespaltener Spitze, wodurch beyde Herzammern auch für die äußere Ansicht von einander gefondert erschienen, gefunden worden sey. S. Hoffmann beschreibet die falsche Lage des Herzens, die bey einer zu Hälte hingerichteten Verbrecherin gefunden wurde, die Spitze lag rechts, die Basis links, beyde Herzhälften hatten ihre Lage vertauscht. P. Frank fand bey einem Verbrecher, der sich der Todesstrafe durch die Flucht entzogen hatte, eine durch Entzündung des Herzens und der Gefäße zusammenhängende Herzerweiterung. Haller, und nach ihm Hildebrand sprechen von Verbrechern, bey denen man eine verkehrte Lage des Herzens fand. Testa sagt, es sey ihm eine Verhärtung des Herzens, verbunden mit einer sehr lebhaften, purpurfarbenen Röthung desselben, und einer, die Oberfläche desselben bedeckenden falschen Haut, mehr als einmahl, in den Leichen ruchloser und verbrecherischer

Menschen vorgekommen, die ihr Ende auf dem Richtplatze genommen hatten. Auch Vergehen minder bedeutender Art scheinen mit solchen Fehlern zusammenzuhängen. Nolan erzählt, daß er bey der Maria von Medicis, der durch ihre Leidenschaftlichkeit berühmtesten Mutter Ludwig XIII. ein großes, mit der Spitze nach der rechten Seite hingelehrtes Herz, so wie einen an der rechten Seite verkorpelten Herzbeutel gefunden habe. In der Leiche des Cardinal Mazarin, fand man nach Hoffmann, ein ungewöhnlich großes, mit einer kaltartigen Materie durchdrungenes Herz. Ein Knabe, den durch einen Schlag das Schlaflein deprimirt war, und welcher durch die Anwendung des Trepan's wieder hergestellt wurde, zeigte von dieser Zeit an, einen unwiderstehlichen Hang zum Stehlen. (Allgem. Erkenntniß der geistig. Krankheiten von Dr. J. V. Friedrich).

Das menschliche Leben geschäft nach den Puls schlägen. Ein geistreicher Schriftsteller behauptet, die Dauer des menschlichen Lebens könne nach der Zahl der Pulsschläge geschätzt werden, die die Kraft seines Herzens zu Stande bringt. Schätze man das gewöhnliche Alter auf 70 Jahre, und nehme man die Durchschnittszahl von 60 Pulsschlägen für die Minute an, so würde das Herz während des ganzen Lebens 2,207,520,000 Schläge thun; zwingt der Mensch aber durch Unmäßigkeit, Trunkenheit u. s. w. sein Blut in eine schnellere Bewegung, so daß der Puls in einer Minute 3. B. 75 Schläge thue, so würde jene Zahl bereits in 56 Jahren erreicht seyn, und er also sein Leben um 14 Jahre verkürzen.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

; u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

13.

Wien, Mittwoch den 15. Februar

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit dreyn Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal postfrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Das thierische Leben, betrachtet in seiner gesellschaftlichen Abhängigkeit von dem Erdenleben.

Das Thier verräth schon eine größere Freyheit, indem es dem Laufe des Erdenlebens nicht so streng unterworfen ist, als die Pflanze; aber immer wiederholt sich doch auch in seinem Leben der Jahresrhythmus. In manchen Thieren wiederholt sich sogar das Pflanzenleben. Wie viele Insecten verlassen erst im Frühjahr das Eyz, (gleichsam das Samenkorn) entwickeln sich während des Sommers, legen ihre Eyer, und sterben im Herbst, wie die Pflanzen. Alle Thiere zeigen aber im Frühjahr eine Steigerung ihres Lebens, alle sind viel lebhafter und kräftiger, als im Winter; der Geschlechtstrieb erwacht in den mehresten mit dem Frühjahr, und so wird die Masse des Lebens durch die Zeugung vermehrt; im Herbst werden die Thiere träge, und eine große Anzahl von Thieren erstarret entweder vollkommen, oder sinkt in einen sogenannten Winterschlaf; so die ganze Classe der Amphibien und viele Thiere anderer Classen; selbst eine nicht unbedeutende Anzahl Säugethiere. Die Temperatur der Atmosphäre hat auf den Anfang und die Dauer dieses Zustandes einen großen Einfluß; allein daß die Kälte nicht die einzige Ursache dieses Zustandes seyn könne, hat schon *Pruelle* für unsere Climate gezeigt; es beweist es noch mehr der Umstand, daß nach *Bruguiere*, die Tanrees auf dem tropischen Madagascar, während der drey heißesten Monathe des Jahres schlafen. Auch *Humboldt* und andere Reisende sprechen von einem Jahreschlaf mehrerer Thiere der heißen Zonen. Die winterschlafenden Thiere biethen schon manche Merkwürdigkeiten in ihrem Baue dar. Die Erscheinungen während des Winterschlafes selbst sind schon sonderbar. Die Thiere nehmen

eine Lage an, die der des Fötus gleicht, oder der der schlafenden Thiere; die Contraction überwiegt im ganzen Körper; Kopf und Schwanz liegen an einander, die Extremitäten sind dicht an den Körper angezogen, das ganze Thier also zusammengerollt. Die Empfindung wird sehr stumpf, und im höchsten Grade des Winterschlafes ist sie fast ganz verschwunden; das Athemhohlen wird sehr selten, eben so der Kreislauf des Blutes. *Brunelle* zählte in der wachenden Fledermaus in einer Minute 200 Pulse, im Winterschlaf nur 50—55; in dem wachenden Murmelthiere 90, in dem Winterschlaf 8—10. Das arterielle Blut ist viel dunkler (dem venösen mehr ähnlich), es zeigt sich sehr wenig Unterschied zwischen arteriellem und venösem Blute (wie im Fötus oder in niederen Thieren). Das Blut ist in den größeren Gefäßstämmen angehäuft, (auch in den niederen Thieren ist die Vertheilung der Gefäße weniger fein, als in den höheren). Die thierische Wärme ist sehr vermindert, so, daß sich die Winterschlafenden weniger von der Temperatur des umgebenden Mediums unterscheiden (wie auch die niederen Thiere).

Alle Absonderungen sind vermindert. Gegen das Ende dieses Zustandes werden die heym Einschlafen sehr fetten Thiere sehr mager. — Der Mensch selbst fühlt sich im Winter träger, und hat das Bedürfniß eines längeren Schlafes. Nach *Gruener* und *Schwenke* ist der Puls im Winter viel seltener, im Sommer häufiger.

Bestimmter noch gibt sich der Einfluß des Tageslaufes zu erkennen. Mit dem Morgen, wie mit dem Frühling, werden alle Verrichtungen des Organismus gesteigert. Der Puls ist nach Beobachtungen am frequentesten gegen Mittag, während des Tages nimmt die Frequenz etwas ab, am seltensten ist er nach Mitternacht, bis seine Frequenz

um zwey bis drey Uhr Morgens wieder zunimmt. Ein Mann z. B. hatte Mittags um 12 Uhr 72 Schläge, um 12 Uhr 71, um 3 Uhr 68, um 5 Uhr 64, um 6 Uhr 62, um 7 Uhr 62, um 8 Uhr 58 u. s. w. Ganz dem entsprechend fand *Prout*, daß durch das Athemhohlen bey Tage mehr Kohlen Säure gebildet wird, als bey Nacht, daß die Menge mit Anbruch des Tages zuzunehmen anfängt, so bis Mittag fortfährt, und dann bis Sonnenuntergang abnimmt. Während der Nacht scheint sie gleichmäßig auf einem sehr niedrigen Grade zu beharren. Die größte Menge, die um Mittag gebildet wird, übertrifft im Allgemeinen die kleinste um $\frac{1}{2}$ des Ganzen. Ausdünstung und Harnausscheidung sind am Tage sehr viel stärker, als in der Nacht. Wahrscheinlich ist auch die Wärmeentwicklung bey Tage größer. Die mehresten Todesfälle und die mehresten Geburten sollen in die Nacht fallen. Am bestimmtesten zeigt sich aber der tägliche Typus in dem Wechsel vom Schlafen und Wachen. Der Mensch nämlich, der eine bestimmte Zeit lang gewacht hat, wird müde, d. h. es fällt ihm schwer, willkürliche Bewegungen zu vollbringen, die Bewegungen sind mit einem unangenehmen Gefühle verbunden, und werden endlich ganz unmöglich; die Sinne werden stumpf, ihre Wahrnehmungen undeutlich, die Berrichtungen des Geistes selbst werden immer schwerer, und endlich wird ein Sinn nach dem andern gelähmt; so wie der Einfluß des Nervensystems auf die Muskeln nachläßt, gewinnen die Beugemuskeln das Übergewicht über die Streckmuskeln, alle Glieder und der Rumpf selbst werden gekrümmt. Die Sinne schlafen nach einer gewissen Reihenfolge ein; zuerst schläft das Gefühl ein; dann der Geschmack; dann der Geruch; zuletzt Gehör und Gesicht. Mit dem Einschlafen werden Athemhohlen und Pulsschlag seltener. *Hamberg* zählte bey einem Knaben während des Wachens 100 Pulschläge in der Minute, während des Schlafens 89; bey einem andern wachend 90, schlafend 80 Schläge; bey einem dritten wachend 82, schlafend 62; auch *Nick* Beobachtungen stimmen damit ziemlich überein. Im gesunden tiefen Schlafe ist alle Empfindung, alle Denkkraft erloschen. Der ganze Habitus des Körpers ist verändert; denn während des Schlafes erfolgt die Differenzirung der Bestandtheile langsamer, der Bildungstoff herrscht vor; daher werden die Formen runder, das Gesicht voller, der ganze Körper vollfätiger, aufgedunsener, Kleider werden daher zu eng.

(Der Beschluß folgt.)

Über die Modificationen in Betreff der den Scheintodten zu leistenden Hülfe.

Herr *Magendie* hat in seinem und im Nahmen des Hr. *Duméril*, Bericht erstattet über eine Abhandlung des Hr. *Leroy d'Étiolles* in Betreff der Gefahren des Lufteinblasens, welches man bey Personen anzuwenden pflegt, die ertrunken oder scheinotdt sind. Die Commissäre

bemerken zuerst, daß sie wegen der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes die Versuche des Hr. *Leroy d'Étiolles* mit der größten Sorgfalt wiederholt haben.

Zuerst wollen wir die von Hr. *Leroy d'Étiolles* beobachteten Umstände wieder ins Gedächtniß zurückrufen. Bey mehreren Thieren, z. B. bey Schafen, Kaninchen, Ziegen, Füchsen etc. ist eine etwas starke Lufteinblasung in die Lungen ausreichend, um den Tod augenblicklich herbeizuführen. Andere Thiere, wie z. B. der Hund, vertragen diese starke Aufblasung der Lungen, spüren aber doch einige Zeitlang eine sehr starke Behinderung im Athmen und verhalten sich einige Tage lang, mehr oder weniger leidend; endlich erhohlen sie sich wider. Diese Angaben sind vollkommen richtig, und die Commissäre haben alle vom Verf. der obigen Abhandlung angegebenen Erscheinungen selbst beobachtet.

Steht nun der Mensch, was die Gefahr der Lufteinblasung anbelangt, in gleicher Kategorie mit den Schafen, Ziegen, Kaninchen und Füchsen, oder mit dem Hunde, d. h. besitzt er eine Lunge, vermöge welcher eine solche Einblasung ihm minder gefährlich wird? Dieses läßt sich im Voraus nicht entscheiden und man begreift übrigens auch, daß die Commission in diesem Betreff keinen Versuch hat anstellen können. Ein einziger Umstand, den sie nicht in Zweifel zieht, scheint für die Gefahr der Lufteinblasung zu sprechen. Ein Mann hatte, während er mit seiner Frau scherzte, den sonderbaren Gedanken, ihr in den Mund zu blasen, und zugleich die Nase zuzuhalten. Es erfolgte augenblicklich ein sehr schmerzliches Gefühl der Erstickung, welches mehrere Tage anhielt, und den Urheber des, seiner Meinung nach, unschuldigen Scherzes, in die größte Unruhe setzte.

Bey dem Mangel an Versuchen an lebenden Menschen, hat die Commission zu erforschen gesucht, ob nicht am Leichnam ähnliche Erscheinungen hervorgebracht werden können, wie diejenigen, welche sie an Thieren beobachtet hatten; und sie hat in der That mehrmahls gefunden, daß, wenn in die Luftröhre ein Einschnitt gemacht, und mittelst einer eingeführten Röhre Luft eingeblasen wird, an Leichnamen erwachsener und alter Menschen, eine Zerreißung des Lungengewebes, und ein Austreten der Luft in die Brusthöhle erfolgt. Es ist deßhalb wahrscheinlich, daß eine zu starke Lufteinblasung bey dem lebenden Menschen augenblicklich den Tod herbeiführt.

In Fällen von Scheintod bey neugeborenen Kindern, gibt man den Rath, um das Athmungsgeschäft der Kinder herzustellen, in die Lunge zu blasen, und man hat auch für diesen Behuf besondere Röhren erfunden. Wie wichtig es nun sey, vorher zu untersuchen, welchen Einfluß ein solches Verfahren auf die Lunge des Kindes haben kann, liegt auf der Hand. Die Mitglieder der Commission haben deßhalb am todten Fötus, und an Kindern, die nur einige Stunden gelebt hatten, den Versuch der Lufteinblasung gemacht und gefunden, daß die mit großer Kraft in die Luftröhre eingetriebene Luft, bey ihnen keine Ergießung in die Brusthöhle verursacht hat. Diese Verschiedenheit des Resultats scheint sich auf die Weise erklären zu lassen, daß

die Lunge des Kindes, gleich derjenigen des Hundes, einen hinlänglich großen Widerstand leistet, um nicht von der Luft-einblasung zerrissen zu werden.

Die Luftinfiltration, welche man zu Zeiten unter der die Lunge überziehenden Haut bemerkt, berechtigt indessen nicht, das starke Lufteinblasen bey neugebornen Kindern als ganz gefahrlos zu betrachten.

Was Erwachsene anbelangt, so scheint sich aus Versuchen, an Leichnamen und an Thieren angestellt, so wie auch aus einer Beobachtung von lebenden Menschen genommen, zu ergeben, daß eine Lufteinblasung, ohne die gehörige Behutsamkeit, den Tod herbeiführen könne.

Die Commission ist deßhalb jedoch nicht der Meinung, daß in Fällen von Scheintod, das Einblasen von Luft in die Lungen für nutzlos zu halten sey. Seit undenklichen Zeiten hat man dieses Mittel mit dem größten Erfolge angewendet, und es fragt sich nur, auf welche Weise es anzuwenden sey. Wird das Einblasen sauft, entweder mit dem Munde oder mit einem Instrumente von geschickten Händen bewerkstelliget, so bleibt es ohne Zweifel eines der wirksamsten Hülfsmittel, welches man bey Scheintodten nur anzuwenden vermag; wird aber die Luft mit Kraft und Gewalt in die Lunge eingetrieben, wie Desgranges, Monro und Johnson vorschreiben, so kann dieses an und für sich treffliche Mittel, die schlimmste Wirkung haben. Um diesem vorzubeugen, muß man die mit gewaltsamen Einblasen der Luft verbundenen Gefahren kennen. In diesem Betreff besteht schon ein großer Unterschied zwischen dem Lufteinblasen mit dem Munde, und demjenigen mittelst eines Röhrchens, welches in den Kehlkopf eingeführt, und mit einem Blasebalg oder einer Verdichtungspumpe in Verbindung gesetzt wird. Es leuchtet ein, daß man bey letzterem Verfahren sehr leicht die Lunge zerreißen, und deßhalb augenblicklich einen Scheintod in einen wirklichen verwandeln kann.

Das Lufteinblasen mit dem Blasebalg wird indessen allgemein angerathen und angewendet. Die meisten Schriftsteller, welche diesen Rath geben, kennen die damit verbundene Gefahr nicht, berücksichtigen nur den Vortheil, welcher aus der größeren Reinheit der Luft hervorgeht, und deßhalb findet man jetzt die Blasebälge unter den Instrumenten, die an solchen Orten vorräthig gehalten zu werden pflegen, wo man Scheintodte ins Leben zurückzubringen sich bemüht.

Aber seit dieses Mittel aufgekommen ist, scheinen die Bemühungen, die man angewendet hat, um Ertrunkene wieder zu beleben, von weit geringerem Erfolg gewesen zu seyn, wie man wenigstens zu Paris beobachtet hat; (und dieß wäre denn doch ein Zusammentreffen von Umständen, welches ernsthafteste Berücksichtigung verlangt.) Aus einer tabellarischen vom Polizeypräfekten gegebenen Übersicht, ergibt sich, daß seit 6 Jahren (von 1820—1826) 1835 Ertrunkene nur allein in Paris aus dem Wasser gezogen worden sind. Nur 368 dieser Unglücklichen ist ärztliche Hülfe zu Theil geworden, und 283 sind ins Leben zurückgekehrt.

Vom Jahre 1772—1778 hat der Schöppe von Paris,

Pia, welcher die Rettungsanstalten für Ertrunkene nicht nur gestiftet hatte, sondern auch unter seiner Leitung behielt, 813 Ertrunkene oder Scheintodte von 954, denen er Hülfe angedeihen ließ, wieder zum Leben gebracht, also $\frac{8}{10}$ gerettet, während man heut zu Tage, officiellen Nachrichten zu Folge, nur $\frac{1}{3}$ derer wieder zum Leben bringt, denen Hülfe zu Theil werden kann; aber nur dem 8. Theile der Ertrunkenen wird diese Hülfe zu Theil.

Die beschränktesten Folgerungen, welche man aus obigen Angaben herleiten kann, laufen darauf hinaus, daß das Aufblasen der Lungen, wie es seit einiger Zeit als ein Hülfsmittel bey Scheintodten angewendet worden ist, die Wirksamkeit der Rettungsmittel nicht vermehrt, — ja daß es sogar nicht unmöglich seyn könne, daß es die Wahrscheinlichkeit einer Wiederbelebung vielmehr vermindert habe.

Um indessen auf eine positive Weise die comparative Nützlichkeit der Hülfsmittel bestimmen zu können, welche man bey Scheintodten anwendet, so müßte eines Theils die Administration umständliche Auskunft über den Zustand der Ertrunkenen oder Scheintodten sammeln, und zwar in dem Augenblick, wo man ihnen die Hülfe angedeihen läßt; andern Theils müßten auch Diejenigen, welche die Hülfe gewähren, eine genaue Rechenschaft über die angewendeten Mittel und die Wirkungen derselben ablegen. Würden nun diese Documente nach dem Beispiele der tabellarischen Übersichten des Pia gedruckt und öffentlich bekannt gemacht, so könnte man nach einigen Jahren, über den relativen Werth der verschiedenen Hülfsmittel, welche man bey Ertrunkenen anwendet, ein bestimmtes Urtheil fällen.

Die Commission setzt hierauf die Mittel aus einander, durch die Hr. Leroy d'Étiolles den Gefahren vorbeugen will, welche mit dem Lufteinblasen verbunden seyn können. Er hat dem Blasebalg das Ventil wiedergegeben, welches man ihm ganz zweckwidrig genommen hatte; er hat die Quantität der einzublasenden Luft mit der Capacität der Brust in ein angemessenes Verhältniß gebracht, und endlich durch einen eigenthümlichen Mechanismus, mit seinem Blasebalg einen Erwärmungsapparat verbunden.

Da Hr. Leroy in Erwägung zog, daß während des Lebens die Brust und die Lungenflügel in Thätigkeit sind, so kam er auf den Gedanken, die Bewegungen der Zusammenziehung des Zwerchfells mittelst einer galvanischen Strömung herzustellen, welche er diesem Organe durch Nadeln zuleitete. Die Wirkung der Strömung entsprach seiner Erwartung, und die Commission hat ebenfalls das Spiel der Respiration in Folge dieser Strömung bey ertrunkenen Thieren wieder eintreten sehen, mochten nun diese Thiere völlig todt oder nur scheintodt seyn; wenn nicht zu viel Zeit nach dem Ertrinken verstrichen war, wenn z. B. das Untertauchen im Wasser nicht ganz 5 Minuten gedauert hatte, so konnten die Thiere häufig wieder belebt werden. Ist diese Wirkung dem Galvanismus zuzuschreiben? Der Ansicht der Commission zufolge läßt sich diese Frage nicht bejahen, denn man kann nach derselben Zeit und unter denselben Umständen ertrunkene Thiere wieder ins Leben zurückkehren sehen, ohne daß man Mittel anwendet.

Wie wirksam übrigens eine auf das Zwerchfell geleitete galvanische Strömung auch seyn möge, so kann doch dieses Mittel nie zu denen gehören, die man in gewöhnlichen Fällen anzurathen pflegt, weil es unmöglich ist, sich sogleich und ohne eine kostliche Zeit zu verlieren, die nöthigen Apparate zu verschaffen. Da Hr. Leroy d'Etioles in gewöhnlichen Fällen jenen complicirten Apparat aufgeben muß, so schlägt er, um den Eintritt der Luft in die Lungenflügel zu befördern, ein sehr einfaches Verfahren vor, bey welchem man jeden Apparates und jeder Anweisung überhoben ist. Es besteht darin, die Elasticität der Rippen, der Rippenknorpel und der Unterleibswandungen zu benutzen, nämlich auf den Unterleib und auf den Brustkorb mäßig wiederholten Druck anzuwenden, und die gehörigen Pausen dabey eintreten zu lassen.

Wenn man daran zweifelt, ob ein solcher Druck mit abwechselnden Pausen im Stande sey, eine künstliche Respiration herzustellen, so kann man sich (wie Hr. Leroy gethan hat) auf die Weise davon überzeugen, daß man an einem Leichname die Luftröhre mit einer gebogenen Glasröhre versteht, mit einer Ligatur befestigt, und das äußere Ende der Röhre in ein Wassergefäß untertauchen läßt. Die Flüssigkeit steigt und fällt in der Röhre in Folge einer Bewegung, welche der Abwechslung des Drucks und der Pausen entspricht. In England wendete man schon vor beynahe 100 Jahren Professionen auf den Unterleib der Ertrunkenen an. Thomas Snowe hatte auf diese Weise ein kleines Mädchen wieder ins Leben zurückgebracht, welches aus

der Themse herausgezogen worden war; v. Maggioni, Professor zu Padua, belebte durch Anwendung der Wärme und durch Reibungen des Unterleibes einen kleinen Knaben, welcher $\frac{1}{2}$ Stunde lang im Wasser gelegen hatte. Da aber weder die Ärzte noch irgend Jemand sich damals von dem eigentlichen Mechanismus dieser Operation Rechenschaft abgelegt hatten, so gab man ein Verfahren auf, welches durch keine physiologischen Gründe unterstützt zu seyn schien. Dieses Verfahren war sogar gänzlich in Vergessenheit gerathen.

Die auf diesen Bericht sich stützenden Vorschläge laufen auf nachstehende 3 Puncte hinaus.

1) Es sey zu wünschen, daß die den Rettungskräften beygegebenen Anweisungen einige Modificationen, die Anwendung der Lungenaufblasung anbelangend, erfahren möchten, hauptsächlich was die mit diesem Mittel verbundene Gefahr betrifft, die man bis jetzt noch gar nicht gekannt hat.

2) Daß man in gewissen Fällen an die Stelle dieser Einblasung das von Hr. Leroy vorgeschlagene Mittel mit Nutzen eintreten lassen könne, zumahl da es mit keiner Gefahr verbunden sey, keine ärztlichen Kenntnisse voraussetze, keinen besondern Apparat verlange, und ohne allen Zeitverlust angewendet werden könne.

3) Daß die Abhandlung des Hr. Leroy den Beyfall der Akademie verdiene, und in dem Recueil des savants étrangers abgedruckt werden solle.

Diese Vorschläge sind von der Akademie auch angenommen worden.

M i s c e l l e.

Gesichterschneiden. Kein Volk hat so viele originelle Einfälle als das englische, was nur daher rührt, weil Jeder seinen eigenthümlichen Charakter haben will. Vor einiger Zeit setzte ein Engländer einen goldenen Ring als Preis für den besten Gesichterschneider aus, und es fanden sich mehrere Mitbewerber ein, die sich eifrig angelegen sehn ließen, den ausgesetzten Preis zu erwerben.

Der Erste, der auf den Kampfplatz trat, war ein schwärzlicher Franzose, der ein hageres Gesicht und harte Züge hatte. Er versprach sich daher das beste Glück, stellte sich auf einen Tisch und fing an, gewaltige Gesichter zu schneiden. Seine Gesichtsmuskeln waren an jeder Seite so zusammengezogen, daß er bey einem einzigen Grinsen wenigstens 20 Zähne zeigte, und die Zuschauer etwas besorgt machte, ein Ausländer möchte die Ehre des Sieges davon tragen, allein bey genauer Untersuchung fand man, daß er bloß im lustigen Gesichterschneiden Meister war.

Der Zweyte, der jetzt den Tisch bestieg, war ein Mißvergnügter mit der jegigen Regierung (Torn) und ein großer Meister in der Kunst, Gesichter zu schneiden, besonders that er sich im zornigen Grinsen hervor, und spielte seine Rolle so gut, daß schwangere Frauen Gefahr liefen, vor der Zeit niederzukommen. Allein als der Kampfrichter von einem Nebenstehenden erfuhr, der Mensch, der

so fürchterliche Gesichter schnitt, sey ein Nichtreformer, setzte er bey Beurtheilung seiner Gesichterschneidekunst so viel aus, daß ihm der Preis nicht zuerkannt wurde.

Es fanden sich noch mehrere andere ein, welche ihr Glück versuchten, und worunter ganz fürchterliche Gesichterschneider waren. Endlich trat ein Schuhflicker auf, der ganz neue Fragensichter schnitt, indem er sich bey seinem Leisten schon viele Jahre darin geübt hatte. Sogleich bey dem ersten Grinsen verwies er jeden menschlichen Zug aus dem Gesichte; bey dem zweyten wurde er zum Kopf einer Wasserröhre, bey dem dritten ein Pavian, bey dem vierten der Kopf einer Dackgeige und bey dem fünften ein Nussknacker.

Die ganze Versammlung bewunderte seine Geschicklichkeit und erkannte ihm einstimmig den goldenen Ring zu; allein es ward ihm noch ein größeres Glück beschieden: Ein Landmädchen, um dessen Hand er sich schon seit mehreren Jahren beworben hatte, wurde von seinen Fragensichtern und dem lauten Beyfalle, den man ihm von allen Seiten zollte, so bezaubert, daß es ihn in der folgenden Woche heirathete. Der Schuhflicker gab ihm den gewöhnlichen Ring zum Brautringe und stößt trägt es denselben alle Tage an seinem Finger.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben, Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung;

; u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

14.

Wien, Samstag den 18. Februar

1832

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Das thierische Leben, betrachtet in seiner gesetzlichen Abhängigkeit von dem Erdenleben.

(B e s c h l u ß.)

Wie wir uns den Rhythmus der Bewegung zusammensetzen aus den Momenten der Thätigkeit und der Ruhe, so bezeichnet das Wachen den Moment der Thätigkeit; je größer daher die Thätigkeit des Organismus, je heftigeren Reizen er entgegenwirken mußte, um so früher tritt auch das Bedürfniß des Schlafes ein. Daher wird der Schlaf herbeygeführt durch große Anstrengung der willkürlichen Muskeln, durch angestrengtes Denken, übermäßigen Genuß von Nahrung, durch große Kälte und große Hitze. Da aber die Ruhe, als ein Hingeben an den allgemeinen Organismus, früher bestche, als die Thätigkeit des individuellen Organismus, so führt gänzlicher Mangel der letztern auch den Schlaf, oder wenigstens Schummer herbey; daher wird denn der Schlaf auch herbeygeführt: durch gänzliche Unthätigkeit, gänzlich Nichtsdenken, passive, gleichmäßige Bewegung, große Stille und Dunkelheit. Die größte Kraft in Herbeyführung des Schlafes übt aber die Nacht selbst aus, daher auch die bey weitem meisten Thiere, so wie der Mensch, bey Nacht schlafen. Man sieht daraus wohl leicht ein, daß nicht zufällig im thierischen Leben das Wachen mit dem Tage, das Schlafen mit der dunkeln Nacht zusammentrifft, sondern, was die Nacht ist für das Leben der Erde, das ist der Schlaf im Leben des Menschen, „ein Verzichten auf Sonderung und Selbstwollen, auf Freyheit; ein Ergeben und Enthaltenseyn im All; ein dem fremden Willen, dem Gesetze Gehorchen; ein Aufhören des Beziehens alles Außerlichen auf einen innern Mittelpunkt, das Bewußtseyn; ein Hingeben in die unend-

liche Peripherie des Alls“, wie ihn Lebnerheim richtig bezeichnet. Daher schlafen denn Kinder und Greise besonders viel, weil in ersteren das Innere noch nicht völlig erwacht, in letzteren bereits im Erlöschen ist; daher ist für das tiefer stehende weibliche Geschlecht, das Bedürfniß des Schlafes größer, als für das männliche, daher ist denn auch im Winter das Bedürfniß des Schlafes größer, als im Sommer. Erwacht der Mensch aus dem gesunden, durch keine Träume unterbrochenen Schlafe, so ist sein Körper und sein Geist gestärkt, seine vor dem Einschlafen müden Sinne, zeigen die größte Stärke und die Empfindungen sind sehr rein und deutlich; die willkürlichen Bewegungen werden leicht und mit vieler Stärke vollbracht. Die Thätigkeit der Haut und der Verdauungsorgane erwacht. — Zu vieler Schlaf wirkt nachtheilig auf den Körper, weil während des Schlafes die Differenzirung der Bestandtheile des Körpers gehindert wird. Menschen, die zu viel schlafen, werden daher blaß, fett, ödematös; ihre Muskeln werden schlaff, ihr Blut ist schwarz und wässerig, es überwiegt das Serum und enthält weniger Faserstoff, ihre ganze Körperbeschaffenheit gleicht derjenigen der Menschen, die eine verdorbene, sauerstoffarme Luft athmen. Die Seelenkräfte dieser Menschen werden schwach, die Muskelbewegungen gehen langsam, ohne Kraft von Statten. Diese Menschen sind disponirt zur Wassersucht, zu Schleimflüssen, zur Leucophlegmatie; lauter Krankheiten, die auf eine gehinderte Differenzirung der Bestandtheile des Körpers hinweisen. Häufig leiden auch solche Menschen an Überfüllung der Venen, besonders des Unterleibs, an Auftreibung der Leber und Milz; es weist dieses auf ein Übergewicht des Venensystems, auf überwiegendes Kohlenstoff im Körper hin, und dieses wird man leicht erklärlich fin-

den. Eine ganz entgegengesetzte Wirkung äußert das zu viele Wachen. Durch das Wachen wird der Mensch mager, sehr empfindlich und reizbar, er ist sehr disponirt zu entzündlichen Krankheiten, besonders zu Entzündungen des Gehirns und der Augen. Das Wachen begünstigt die Ausbildung des Arterienblutes, das Schlafen die des Venenblutes.

Ein jeder Mensch träumt während des Einschlafens und Aufwachens. Es ist bekannt, daß die Thätigkeit eines einzigen Sinnes, besonders eines niedern, selten hinreicht, uns zu einer deutlichen Vorstellung zu verhelfen; bekommen wir nur durch einen Sinn Eindrücke, so überlassen wir es dann der Thätigkeit unseres Geistes, besonders der Phantasie, Vermuthungen zu machen über die Beschaffenheit des nicht gehörig durch die Sinne erkannten Gegenstandes. Nun schlafen aber unsere Sinne nicht aufeinmahl ein, sondern nach einander; es schlafen manche Sinne bereits, während andere noch wachen. Bekommen wir nun während des Einschlafens einen Eindruck von einem noch wachenden Sinne, und können diesen nicht ergänzen und berichtigen, so entsteht eine dunkle Vorstellung von einem ähnlichen, früher gehabtten Eindruck, aus dem dann die Phantasie und das Associationsvermögen ein Traumbild ausmalen. Auf ähnliche Art entstehen Träume beim Erwachen. Im gewöhnlichen, gesunden Zustande des Körpers sind diese Träume kurz, schnell vorübergehend; aber im krankhaften Schlafe dauert diese Zeit des Einschlafens und Aufwachens oft viel länger; einzelne Sinne wachen länger, und dadurch wird Veranlassung zu längeren, oft quälenden Träumen gegeben. Solche Träume können aber auch während des Schlafes entstehen, wenn nur ein oder ein Paar Sinne erwachen, und wir erhalten so die erste Classe von Träumen, „Träume, die durch Eindrücke von äußeren Gegenständen, auf unsere Sinnorgane entstehen.“ Ein solcher Traum ist allerdings ein theilweiser Schlaf, eine Mischung von Schlafen und Wachen zu nennen; am häufigsten finden wir, daß in diesen Träumen die, in der nächst vorhergegangenen Zeit gehabtten Vorstellungen wiederholt werden. Die Sinne des Einen sind dann freylich leichter zu erwecken als die des Andern. — Eine zweyte Classe von Träumen begreift diejenigen, welche durch innere Empfindungen, durch Wahrnehmungen des Zustandes des eigenen Körpers erregt werden. Im gewöhnlichen Zustande des Lebens wird das Gefühl von den Theilen des eigenen Leibes, welches man auch das Gemeingefühl genannt hat, nicht zum Bewußtseyn gebracht; im krankhaften Zustande des Organismus aber kann dieses Gemeingefühl so gesteigert werden, daß wir ein dunkles Bewußtseyn von dem Zustande unseres eigenen Körpers erhalten können. Nun ist aber zu bemerken, daß ein jeder Nerve nur für eine Art von Reizen vorzüglich empfänglich ist. Reize anderer Art, wenn sie auf ihn wirken, werden doch leicht als die Art von Reizen wahrgenommen, für welche er empfänglich ist. So ist z. B. der Sehnerv für den Lichtreiz empfänglich; wirkt eine andere Art von Rei-

zen auf ihn, so entsteht dennoch nicht selten die Wahrnehmung von Licht. Wird z. B. das Auge gedrückt, so glaubt man Licht zu sehen; erkrankt daher das Auge, wird es z. B. entzündet, so kann der dadurch erregte Reiz im Schlafe leicht als Licht wahrgenommen werden, und einen Traum von leuchtenden Dingen veranlassen u. s. w. — In diesen beyden Arten von Träumen erfolgt also der Anfang des Traumes durch Empfindungen, die zum Bewußtseyn gebracht werden. Indessen scheint es doch Träume zu geben (wenn sie auch die, bey weitem selteneren sind), in denen man wohl annehmen muß, daß das Gedächtniß erwachte, und eine früher gehabte Vorstellung wieder zum Bewußtseyn brachte. Für die Möglichkeit eines solchen Vorganges spricht schon die Erfahrung, daß man zu einer bestimmten Stunde erwachen kann, wenn man es sich fest vornimmt. Während des Träumens wird auch der physische Zustand des Körpers verändert und dem, des wachenden Zustandes genähert; der Puls wird häufiger, das Athemhohlen beschleunigt, der Inhalt des Traumes mahlt sich im Gesichte des Träumenden, wie es Milton so entzückend im Traume der Eva schildert. Es wirkt hier also schon der Trieb auf die Muskeln.

Zuweilen erwacht aber der Wille so weit, daß die Muskeln in größere Thätigkeit gerathen, und den Vorstellungen gemäß wirken, wie dieses der Fall bey Schlafednern und Schlafwandlern ist, die eine Menge von zweckmäßigen Handlungen während des Schlafes ausüben. Von diesen Schlafwandlern waren einige sonst gesund, mehrere litten aber an Nervenkrankheiten. *Prichard* hat Fälle mitgetheilt, wo es in Epilepsie und in Manie überging. Nach dem Erwachen wissen die Schlafwandler nichts von dem, was sie während dieses Zustandes gethan haben. Sind darin von ihnen Ausarbeitungen verfertigt, Gedichte gemacht oder mathematische Aufgaben gelöst und geschrieben worden; so können sie sich bey dem Anblicke ihrer Arbeiten in dem wachenden Zustande nicht besinnen, irgend eine Vorstellung davon gehabt zu haben. In Beziehung des Gehemmtseyns der Empfänglichkeit der äußeren Sinne für Eindrücke, kommt nicht nur bey mehreren Schlafwandlern, sondern auch bey einem und demselben Schlafwandler in verschiedenen Anfällen die größte Verschiedenheit vor. Bey keinem Schlafwandler fand eine gänzliche Verschlossenheit aller Sinne gegen diejenigen äußeren Eindrücke Statt, wodurch bey ihm im wachenden Zustande, Empfindungen hervorgebracht wurden. Der Tastsinn war immer besonders wirksam, oft erhöht. Die Wirksamkeit der Sinne war bey den meisten Schlafwandlern den, in ihnen gerade vorhandenen Bildern der Phantasie untergeordnet, d. h. sie sahen, hörten, rochen u. s. w. nur dasjenige, was mit den, in ihrer Phantasie gerade gegenwärtigen Bildern zusammentraf. Was die Schlafwandler verrichteten, war immer dem ähnlich, womit sie sich wachend beschäftigten; besonders häufig spielten sie musikalische Instrumente, die sie auch wachend zu spielen pflegten; sie schrieben Gedichte, Briefe in den, von ihnen erlernten Sprachen u. s. w. Häufig war der Tastsinn sehr erhöht; in einigen Fällen zeigte sich das Ge-

dächtniß sehr stark. Die Lehre von Erhöhungen der niederen Sinne, (vielleicht auf Kosten der höheren) enthalten die Schriften über den thierischen Magnetismus.

Für eine Art des Traums ist das Alptrücken (Incubus) zu halten, und zwar ist es gewöhnlich wohl ein Traum, der von inneren Empfindungen erregt wird. Das Ausgezeichnete dieses Zustandes besteht darin, daß wir im Traum von irgend etwas Furchterlichem erschreckt werden, unsere Sinne zum Theil erwachen, und daß wir dem uns schreckenden Gegenstand zu entrinnen suchen, während doch die Muskeln gelähmt sind. Daraus entsteht das schreckliche Gefühl der Gefahr, der wir nicht zu entrinnen vermögen, bis wird endlich ermattet, vollkommen erwachen. Das Alptrücken wird vorzüglich häufig veranlaßt durch Störungen in den Organen des Unterleibes, durch Überladungen des Magens, durch Störungen des Kreislaufes und des Athemholens, durch den Genuß mancher Getränke, besonders schweren Biers, wie es scheint, besonders auch durch Schlafes an Orten, an denen eine verdorbene, sauerstoffarme Luft herrscht.

Außer diesen, mit dem Lauf des Erdenlebens übereinstimmenden Erscheinungen, erfolgen aber in der That alle Lebenserscheinungen nach einem bestimmten Zeitmaß; so die Bewegungen des Darmcanals, der Lungen, des Herzens und des Gefäßsystems, in denen allen ein fortwährender Wechsel von Zusammenziehung und Ausdehnung wahrgenommen wird.

Beweisen uns die vorhergehenden Betrachtungen zur Genüge, die Nothwendigkeit eines gewissen Ganges in allen Lebenserscheinungen, so dürfen wir schon erwarten, daß auch ein jeder Organismus, und so auch der Mensch, sich nach einem gewissen Typus entwickeln werde, das heißt, sein Leben wird nicht gleichmäßig vorschreiten, sondern nach gewissen periodischen Pausen. So lassen sich bestimmte Perioden nachweisen, z. B. im siebenten Jahre das zweyte Zahnen, im 14. Eintritt der Pubertät, im 21. vollendeter Wachsthum. Diese Jahre sind allerdings nicht ohne Gefahr für das Leben des Menschen, auch nach diesen Jahren hat man in jedem folgenden 7. Jahre eine größere Sterblichkeit beobachtet haben wollen, und man hat daher diese Jahre, Stufenjahre genannt. Wenigstens herrscht in so fern eine große Gesetzmäßigkeit, daß sich unter 1000 Gestorbenen immer eine ziemlich gleiche Anzahl 20, 50, 60, 70 jähriger darunter befindet, und daß die Sterblichkeit nach dem Alter regelmäßig ab- und zunimmt.

So wie ein jeder Lebensprozeß, so hat auch eine jede Krankheit ihren bestimmten Lauf, d. h. sie schreitet in wechselnden Momenten langsamer und beschleunigter fort. Der Prozeß hebt und senkt sich abwechselnd, oder bildet gewisse Perioden. Auch im Krankheitsprozeß lehrt der tägliche und jährige Typus wieder, auch der 7 tägige, 14 tägige, 21 tägige und 28 tägige Typus.

Die Zahl 7 zeigt sich uns also in diesen Typen auffallend allgemein, eine Beobachtung, die schon die ältesten Philosophen kannten, denen daher die Zahl 7 heilig war. Es ist hier nicht der Ort manche astronomische Zahlen, die

sich als vielfache der Zahl 7 zeigen, weiter zu prüfen; allein nicht mit Unrecht denkt man wohl an einen Einfluß des Mondes — das allgemeine typische Gesetz, was sich in diesen Lebenserscheinungen zeigt, hat auch dem Monde, den 4 mal 7 tägigen Lauf vorgeschrieben.

Auch in der Wiederkehr von Krankheiten, Epidemien, herrscht wahrscheinlich ein bestimmtes, auch durch das Erdenleben bedingtes Gesetz. —

Etwas über die Bekleidung und ihre zweckmäßige Einrichtung.

Das Beyspiel vieler Völker in heißen und gemäßigten Klimaten beweiset, daß der Mensch gar wohl nackt gehen, der Kleidung beraubt seyn, und doch gesund und stark bleiben kann. Ja selbst auch in unbeständigen Klimaten zeigt die Erfahrung, daß man manche empfindlichen Theile des Körpers, als das Gesicht, den Hals, die Brust, die Hände, auch die Lenden, ja selbst die Füße ohne Nachtheil bloß tragen kann, und vielleicht würde man durch allmähliche Gewöhnung dahin gelangen können, ohne Nachtheil auch andere Körpertheile noch unbekleidet zu lassen.

Die Kleidung ist in mancher Hinsicht dem Körper nachtheilig. Sie hält die Hautausdünstung zurück, trägt zur Verstopfung der ausdünstenden Gefäße bey, wodurch leicht Ausschläge und manche andere Krankheiten veranlaßt werden. Sie nimmt von Außen so manche unreine und nachtheilige Stoffe auf, die sich dann der Haut mittheilen und von ihren einsaugenden Gefäßen aufgenommen werden. Die Haut wird, durch das beständige Dunstbad, in welchem sie durch Kleidung erhalten wird, geschwächt, und für manche Krankheiten empfänglich gemacht. Die gleichmäßige Einwirkung der freyen Luft auf die Haut wird durch sie gehindert. Die Kleidungen geben endlich auch wohl durch ihr enges Anschließen so manche Störungen der organischen Ausbildung, so manche Anlage zu langwierigen Krankheiten.

Dennoch ist es, zumahl bey der Verzärtlung, der sich die Menschheit schon seit vielen Generationen schuldig gemacht hat, dem Menschen immer mehr Bedürfniß geworden, sich zu bekleiden, und sich gegen die Einflüsse der Nässe und Kälte zu schützen. Ueberdies haben der Verschönerungstrieb und die Erfindungskunst mächtig dazu beygetragen, die Kleidungen immer mannigfaltiger und dem sinnlichen Menschen nöthiger zu machen, ohne dabey auf ihre Zweckmäßigkeit für die Gesundheit zu sehen, und immerfort arbeitet die Mode ohne alle Rücksicht auf die Gesundheit, daran, die Kleidung der Menschen zu verändern, um den sinnlichen Menschen immer auf eine neue Weise zu reizen.

Die nothwendigsten allgemeinen Erfordernisse zur Zweckmäßigkeit der Kleidung für die Gesundheit sind: 1) daß sie dem Klima, den Jahres- und Tageszeiten, dem Alter, der Constitution und der Beschäftigungsart des Menschen angemessen ist, 2) daß sie den Körper oder dessen Theile bequem umgibt, also nicht zu weit und nicht zu enge ist, 3) daß sie alle Theile des Körpers gleichmäßig warm hält, und doch in allen

Theilen eine Gemeinschaft der atmosphärischen Luft mit der Haut zuläßt, 4) daß sie rein ist, und beständig rein erhalten wird. Wie in einem warmen Klima, bey einer warmen Witterung, in einer warmen Jahres- und Tageszeit eine mäßig kühle Kleidung der Gesundheit am zuträglichsten ist; so ist in einem kalten Klima bey einer kalten Witterung, in einer kalten Jahres- und Tageszeit, eine warme Kleidung zur Erhaltung der Gesundheit durchaus erforderlich.

In unserem Klima ist in den verschiedenen Jahreszeiten die Witterung sehr veränderlich, selbst in den verschiedenen Tageszeiten, besonders im heißen Sommer, ist die Temperatur und die übrige Beschaffenheit der Atmosphäre oft recht auffallend verändert. Wer seine Gesundheit vor den widrigen Einflüssen dieser Luftwechsel bewahren will, muß durchaus auch seine Kleidung nach denselben wechseln.

Überhaupt ist in unserem Klima auch in der heißesten Jahreszeit, eine zu leichte und luftige Kleidung sehr zu widerrathen.

Das Knaben- und Jünglingsalter, bey welchem das innere Feuer die äußere Kälte genug abhält, bedarf weniger warmer Kleider, als das spätere Alter, wo die Haut steifer und trockener, und das Blut kälter ist.

Menschen von fester, robuster und gesunder Constitution, haben nicht so warme Kleider nöthig, als Personen von zartem Bau und schwächlicher Constitution.

Menschen, welche körperliche Arbeiten verrichten, bedürfen nicht so warme Kleidung, als solche, die mehr sitzend und mit dem Kopfe arbeiten.

Eine Kleidung, welche dem Körper gleichmäßig anliegt, und nicht zu weit ist, erhält mehr die Wärme des Körpers, und stärkt durch ihren sanften Druck die festen Theile und ist deshalb für die Gesundheit am zuträglichsten. Zu enge Kleidung, welche den Körper oder einzelne Theile desselben zusammenpreßt, hindert die freye Circulation des Blutes, stört die freye Thätigkeit des Körpers, leistet bey jungen Personen der freyen Entwicklung der Formen zu

starken Widerstand, und gibt wohl gar zu organischen Fehlern Gelegenheit.

Soll die Kleidung der Gesundheit ganz zuträglich seyn, so muß sie aber auch ferner die verschiedenen Theile des Körpers nicht zu ungleich, warm oder kühl halten, und eine freye Ausdünstung und ein freyes Einsaugen der Haut nicht stören.

Unstreitig ist in unserm Klima die Wolle, oder in heißen Jahreszeiten die Baumwolle der dienlichste Stoff zur Kleidung. Doch dürfen beyde Stoffe in der Regel nicht unmittelbar auf der Haut getragen werden, sondern es muß unter denselben die Haut mit Leinwand bekleidet seyn, weil diese die fremden äußeren Dünste am wenigsten aufnimmt und die Ausdünstung des Körpers am leichtesten durchläßt.

Pelzwerk erschläft die Haut und stört die freye Communication der Atmosphäre mit der Haut zu sehr, und muß nur von betagten und schwächlichen Personen, und wenn man strenger Kälte im Stillstehen lange ausgesetzt ist, getragen werden.

Endlich ist es auch noch als ein nothwendiges Erforderniß einer gesunden Kleidung zu erwähnen, daß sie rein und nicht schon von Schweiß, und anderen Auswürfen des Körpers durchdrungen, oder mit, von außen einwirkend gewesenen Unreinigkeiten, oder wohl gar Krankheitsstoffen erfüllt sey, damit nicht dergleichen entweder durch die Wärme des Körpers aufgelöst, von den einsaugenden Gefäßen der Haut aufgenommen werden, oder durch Ablagerung auf die Haut, ausdünstende und einsaugende Gefäße der Haut verstopfen. Es müssen deshalb die Kleidungen nicht zu lange ungereinigt getragen, auch müssen dieselben öfter gewechselt werden. Deshalb ist es auch leicht nachtheilig, eine Kleidung anzulegen, die schon von andern Menschen getragen wurde, zumahl, wenn dieselben nicht völlig gesund waren.

M i s c e l l e.

Charakteristische Züge der morgenländischen Frauen haben von ihrem beständigen Sophasitzen eine gebückte Stellung und einen sehr ungeschickten Gang. Der feste Müßiggang, verbunden mit dem unmäßigen Gebrauche warmer Bäder, verdirbt meistens durch völlige Erschlaffung Formen, die außerdem zu ihrem übrigen blühenden Aussehen besser passen würden. Die Nägel an den Händen und Fingern werden rosenroth gefärbt, so will es der asiatische Geschmack.

Diese Morgenländerinnen haben, wie sie schon Homer schildert, eine hohe Brust, und volle Augen, und um dem Auge mehr Feuer zu geben, machen sie über den Augensiedern und unter denselben einen schwarzen Strich. Bey ihnen ist in Hinsicht ihres Anzugs bloß der Kopfschmuck dem Wechsel der Mode unterworfen, die im Morgenlande eben so veränderlich als im Abendlande ist.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

; u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

15.

Wien, Mittwoch den 22. Februar

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monathheften mit Umschlägen versehen.

Über das zweckmäßige Verhalten schwangerer Frauen.

Von Ferd. Raphael Sussian.

GLEICHWIE der Gärtner nur insoferne auf die Pflanze wohlthätig einzuwirken vermag, als er das Erdreich, dem er die zarten Keime anvertraut, einer eigenen Cultur unterzieht, eben so wird auch die Ausbildung des werdenden Menschen unterstützt, wenn man den mütterlichen Boden, aus welchem derselbe die erforderlichen Nahrungstoffe saugt, einer gehörigen Pflege unterwirft. Das zweckmäßige Verhalten der Mutter, während der Schwangerschaft und Geburt, behauptet daher einen überaus wichtigen Einfluß auf das Wohl oder Wehe des künftigen Weltbürgers. Er gewinnt durch dasselbe in seiner Organisation mehr Vollkommenheit und Gehalt, in Hinsicht seines Geistes mehr Reinheit und Schwung, seine Gesundheit und Schönheit wird blühender, seine Muskelkraft erlangt mehr Stärke, überhaupt entwickelt sich in seinem Daseyn mehr Gediegenheit und Ausdauer. Aber auch die Mutter empfindet unverkennbar die wohlthätige Einwirkung eines naturgemäßen Verhaltens; denn nur durch ein solches würden alle jene Unpässlichkeiten, welchen Schwangere der verweichlichten Menschenclassen unterliegen, entweder beschränkt, oder wohl auch gänzlich abgehalten werden können, und allen gefährvollen Umständen der Geburt und des Wochenbettes, würde dadurch am zuverlässigsten begegnet. Es wirft sich daher die Frage auf, worin denn das eigentlich zweckmäßige von der Natur geforderte Verhalten der Schwangeren bestehe? — Es gründet sich bloß auf

Vermeidung alles desjenigen, was den natürlichen Verlauf der Schwangerschaft und Gebärung beeinträchtigen, und entweder der Mutter oder dem Kinde irgend einen Nachtheil verursachen könnte.

Da die Schwangerschaft als kein krankhafter, sondern als ein naturgemäßer, unter den blühenden Gesundheitsverhältnissen des Weibes eintretender Zustand sich ausspricht, so läßt sich auch die Lebensregel einer Schwangeren in Kürze folgendermaßen bestimmen: Sie verharre in dem frohen, ungestörten Genuße alles desjenigen, was ihr durch Zeit und Gewohnheit, gleichsam zur zweyten Natur geworden, und wobey sie ein stetes, ungetrübtes Wohl befinden genöß.

Dessen ungeachtet bestehen doch einige wenige Einflüsse, die während der Schwangerschaft ein besonders Augenmerk erheischen, und welche wir daher auch einer etwas genaueren Berücksichtigung würdigen wollen.

Unter allen Einwirkungen der Außenwelt gebührt unstreitig der Luft und dem Lichte der oberste Rang. So wie die Pflanze des Einflusses der atmosphärischen Luft und des allmächtigen Lichtreizes beraubt, stufenweise ihren Farbenglanz und Wohlgeruch verliert, und bey Entziehung des letzteren, dem sie sich mit besonderer Regsamkeit zuwendet, ihre Blüthenkrone sich trauernd schließt; eben so erleidet des Menschen frische Lebensblüthe, und dessen rege Körperkraft und frohe Heiterkeit geht in Ermattung und träge Unlust über, sobald derselbe von verdorbener, dumpfer Zimmerluft umgeben, der, seiner Gesundheit äußerst zuträglichen freyen Luft, durch längere Zeit entbehrt. Dieß ist aber bey den meisten Schwangeren der Fall,

die sich theils aus Verzärtlung, theils aus Trägheit oder durch eine sitzende Lebensweise an das Haus gebunden, dem Genuße der heitern, reinen Himmelsluft, die ihren Körper stärkt, und somit, auch auf die Frucht wohlthätig einwirkt, entziehen. Werfen wir nur einen Blick auf jene Mütter der unteren Volksklasse, auf dem Lande, die um ihren kargen Lebensunterhalt zu erwerben, oft bey der anstrengendsten Arbeit und schlechtesten Kost, den ganzen Tag hindurch im Freyen zubringen, so werden wir beobachten, daß sie des ungetrübtesten Wohlbefindens sich erfreuen, und die unendlich vielen Beschwerden, welche der höchst verweischlichten Lebensweise und dem fehlerhaften Verhalten der vornehmeren Frauen nur zu oft ihren Ursprung verdanken, kaum den Rahmen nach kennen. In voller Blüthe der Kraft schreiten diese, an irdischer Habe äußerst armen, an Gesundheit und Frohsinn aber reichen Mütter, dem Gebärungsvorgange entgegen, der bey ihnen auch unter besonders vorwaltender Energie, ohne erhebliche Schwierigkeiten sich entscheidet. Die Schwangere, die aus Weichlichkeit oder um ihre Bequemlichkeit ungestört zu pflegen, immer nur im Zimmer sich herumtreiben möchte, wandle auch auf eine oder zwey Stunden täglich hinaus, wenn ihr anders ihr eigenes Wohl und das ihres Kindes am Herzen liegt — in das Freye, wo mildes Zephyrwehen und heiteres Himmelslicht ihr träges Blut in schnelleren Kreisen bewegt, wo ihre Brust freyer athmet, und ein freudiges Gefühl, voll unennbarer, sanfter Regung durch alle Adern sich ergießt; höheres Noth wird dann auch ihre Wangen färben, und ihr ganzer Körper gestärkt und munterer sich fühlen. Wird zuweilen das Ausgehen durch rauhe, ungestüme Witterung gehindert, dann verwende man um so mehr Sorgfalt, daß durch Öffnen der Fenster und Hinwegschaffung aller ausdünstenden Stoffe, die verdorbene Zimmerluft gegen frische vertauscht, und stets ein gleichmäßiger Wärmegrad, da jede gähe Abwechslung von Hitze und Kälte äußerst nachtheilig wirkt, so viel möglich unterhalten werde.

Nicht minder vortheilhaft als der Genuß einer reinen Luft, äußert sich auch auf die Schwangere eine gemäsigte Bewegung. Es ist allgemein bekannt und muß selbst dem beschränktesten Verstande einleuchten, daß eine unthätige, stets sitzende Lebensweise weder für das Kind, noch die Mutter nützlich und zuträglich seyn könne; indem die Muskelthätigkeit nur durch Übung an Kraft gewinnt, und während einer sanften Bewegung alle Verrichtungen, als Ab- und Aussonderungen des Gesamtorganismus mit ungleich größerer Energie von Statten gehen. Zwar ist es nicht zu läugnen, daß jene Frauen, welche bey Besorgung ihrer häuslichen Geschäfte den ganzen Tag herumtrippeln, und daher viele Bewegung machen, während der Schwangerschaft ungleich gesunder sich befinden, als die vermöthete, überarte Dame, die kaum auf Augenblicke ihr Sofa verläßt, oder unausgeseht am Nähtische oder der Stidrahme sich beschäftigt; allein all ihr thätiges Bewegen reicht doch nicht hin, jene wohlthätigen Wirkungen herbeizuführen, welche dasselbe in freyer, reiner Luft, wo der Geist

erheitert und der Körper gestärkt wird, unmittelbar hervorbringt.

Sollte die Bewegung für die Schwangere und das Kind zweckdienlich und nützlich sich erweisen, so sey dieselbe keineswegs anstrengend und lange dauernd, sondern nur gelinde, gleichmäßig und frey. Zu heftige Bewegungen, wohin besonders das Laufen, Springen, Tanzen, Heben und Tragen schwerer Lasten u. dgl. so wie auch zum Theil das Reiten und Fahren, als bloß mechanische Erschütterungen des Körpers zu rechnen sind, setzen den Organismus in bedeutende Erregung, und erzeugen im höheren Grade, indem sie die Verbindung zwischen der Mutter und ihrer Frucht aufheben, nicht selten gefährliche Blutflüsse, ja selbst Fehlgeburten, wie dieß die tägliche Erfahrung leider nur zu oft nachweist. Vorzüglich kann man nicht genug vor jenen Tänzen warnen, bey denen der ganze Körper durch heftiges ununterbrochenes Springen, mehr oder minder erschüttert wird, wohin besonders Ecceais, Tempet, Galoppe u. a. m. zu rechnen sind. Bey der unter Frauenzimmer allenthalben so bekannten Tanzsucht kann man manchen Schwangeren kein heftigeres Herzenleid, keine größere Traurigkeit verursachen, als wenn man ihnen die raschen und so sehr erziehenden Wirbelbewegungen des Tanzes untersagt; ja einige scheinen es gar nicht begreifen zu können, wie dasselbe für sie und ihre Leibesfrucht im geringsten eine nachtheilige Wirkung haben könne? — Einmäßiges, man kann mit Recht sagen, vernünftiges, nicht zu schnelles und anstrengendes Tanzen kann man zwar auf einige Minuten zur Erholung gestatten, aber immer nur mit der unabänderlichen Bedingung, daß das vorgeschriebene Maß und Ziel nicht überschritten werde. Überhaupt genommen, verdient die selbstthätige, active Bewegung in jedem Falle vor der passiven den Vorrang, besonders Morgens oder Vormittags, dann zwey bis drey Stunden nach dem Mittagessen unternommen, am wohlthätigsten auf die Gesundheit der Schwangeren. Zwar gibt es viele Menschen, die eine Bewegung gleich nach Tisch für besonders zuträglich halten. Bedenkt man aber, daß, während der Magen mit Auflösung der Nahrungstoffe sich beschäftigt, die gesammte Lebenskraft auf den gehörigen Gang des Verdauungsprocesses sich beschränkt, und dieselbe durch körperliche Anstrengung während des Gehens oder sehr gesteigerten Thätigkeit des Geistes, wegen Vertheilung ihrer Wirksamkeit vermindert, mithin auch die Verdauung beeinträchtigt wird, wodurch Magendrücken, Schwere der Glieder und andere Beschwerden sich einstellen; so wird man sich deutlich genug überzeugen, daß es weit zweckdienlicher sey, gleich nach der Mahlzeit seinem Körper einige Erholung zu gönnen, als durch Bewegung die naturgemäße Verdauung zu stören.

Eine fernere Bedingung des gehörigen Verhaltens der Schwangeren besteht in der Ruhe des Gemüthes. Sie ist das wichtigste Kleinod des Menschen; da ohne den ruhigen, ungetrübten Zustand der Seele nichts Großes, nichts Edles, nichts wahrhaft Beglückendes entstehen, noch bestehen kann. Sie ist einzig und allein das Mittel, die

Gesundheit und alle Lebensverrichtungen im regelmäßigen Gange zu erhalten. Ruhe und Zufriedenheit des Geistes sind die mächtigen Hebel, der mit geringem Kraftaufwande die größten Lasten, die drückendste Bürde unseres irdischen Daseyns hinweg zu wälzen vermag. Leidenschaften hingegen und heftige Aufrühre der Seele stören den ruhigen Gang eines zufriedenen genügsamen Lebens, gleich wüthenden Harpyen, gleich rasenden Cumeniden umklammern sie das bethörte Herz, und wehe Demjenigen, der ihnen eine bleibende Wohnung bereitet! Der gräßlichste Ausgang, die Zerstörung seines ganzen Lebensglückes, ist die endliche Wirkung seines wahnwitzigen Beginnens. Sie trüben die reine, sanfte Lebensquelle, und untergraben die Gesundheit an den innersten Grundpfeilern, wodurch der gänzliche Verfall des Gesamtorganismus unmittelbar und unvermeidlich bedingt wird.

Wünscht daher die liebevolle, zärtliche Mutter dem Kinde einen ungestörten, sicheren Aufenthalt in ihrem Innern zu bereiten, soll ihr Körper dem werdenden Menschen ein heiliges allen nachtheiligen Einflüssen unzugängliches Asyl seyn, so bestehet in der Ruhe des Gemüthes das erste und höchste Erforderniß zur Realisirung des Gesagten. Die Mutter lebe still, ruhig und zufrieden, von jeder gefährlichen Leidenschaft, jedem heftigen Gemüthsaffecte frey. Zwar findet man diese gleichmäßige Ruhe der Seele bei den meisten Frauen um so seltener, als sie fast allgemein während der Periode der Schwangerschaft in Angst und Besorgniß zubringen, und eine unangenehme Gemüthsstimmung bey nahe alle mehr oder minder befangen hält. Desto mehr Achtung und Lob verdient aber auch das Weib, das Geistesstärke genug besitzt, ihre Seele selbst bey den traurigsten Vorfällen über die Gränzen wimmernder Verzagtigkeit und gänzlicher Hinfälligkeit mit Macht und Selbstbeherrschung zu erheben, und dieselbe auf den tröstenden Zuspruch ihrer Vernunft, in gehöriger Fassung zu erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verstelte Starrsucht, die über zwey und ein halbes Jahr dauerte.

In der Geschichte der Heilkunst sind die Fälle nicht selten, daß Individuen aus irgend einer Absicht sich gestellt haben, als seyen sie von einer Krankheit besonders von einer Nervenkrankheit befallen worden. Merkwürdig ist der Fall einer sonderbaren Starrsucht, welche unlängst in der medicinischen Klinik zu P a v i a beobachtet wurde; er verdient in vielen Hinsichten bekannt gemacht zu werden. In der Gemeinde Morano, Provinz Casale in Sardinien war eine Weibsperson, Namens S c o l a s t i c a D e a m b r o s i, eine arme Bäuerinn in einem Alter von 31 Jahren, und ledig, die schon seit 2½ Jahren von einer merkwürdigen Krankheit, der sogenannten Starrsucht befallen zu seyn schien. Die Starrsucht ist eine nervöse Krankheit ohne Fieber, in welcher das damit behaftete Individuum den

Gebrauch der äußern und innern Sinne gänzlich verliert, und wie eine Bildsäule sich ausnimmt, indem die Muskeln eine besondere Fähigkeit und wächerne Biegsamkeit darbieten, um die Postur zu behalten, welche das Individuum zufällig in dem Augenblicke angenommen hatte, wo die Krankheit ausbricht oder welche nach dem Ausbruche derselben die Anwesenden allmählich ihnen geben. Die Patientinn wurde täglich um 7 Uhr Abends von der Starrsucht befallen, und stellte sich, als ob dieselbe bis 7 Uhr des Morgens daure. Die Krankheit stellte sich nicht urplötzlich ein, wie sie es nach dem Zeugnisse ärztlicher Schriften häufig zu thun pflegt, sondern die Patientinn wurde nach und nach von derselben ergriffen und verlassen; die Stimme kehrte immer zuletzt zurück und ließ sich immer erst nach 10 Uhr vernehmen. Den übrigen Theil des Tages befand sich die Patientinn wohl, verließ das Bette, hatte guten Appetit und verdaute ganz vortreflich.

Diese Patientinn blieb ein ganzes Jahr in der medicinischen Klinik zu Turin, und mehrere Monate auch in andern Spitalern. Der zu Morano angestellte Arzt hatte der Patientinn alle Art ärztlicher Hülfe angedeihen lassen, aber immer umsonst.

Der Arzt der Gemeinde kam endlich auf den Gedanken, sich zu bemühen, daß die Patientinn in unsere medicinische Klinik (zu Pavia) aufgenommen würde, und dieses geschah am 31 May v. J., wo wir zu gleicher Zeit von demselben Arzte schriftlich die ausführliche Geschichte der Krankheit dieser Patientinn erhielten.

Scolastica Deambrosi ist von Mittelsnatur, plumper Körperfigur, etwas fett, die Muskeln sind ziemlich entwickelt, die Gesichtszüge sind häßlich, die Nase ist kurz und breit gedrückt, die obere Lippe ist dick und gleichsam verdoppelt, es ist eher eine cretinische Gesichtsbildung vorhanden als nicht, serophulöser Habitus; Hautbeschaffenheit zwischen rauh und hart. Als die Patientinn vom Kopf bis zu den Füßen aufs Sorgfältigste untersucht worden war, ergab sich's, das alle Functionen des Körpers bey ihr in guter Ausübung waren, weßhalb man in Bezug auf ihren krankhaften Zustand, nur die Erscheinungen antraf, welche sich bloß auf die Starrsucht bezogen, und welche in der Krankheitsgeschichte, die der Arzt über diese Weibsperson geliefert hatte, erwähnt worden waren. Da sich die Sache so verhielt, so wurde beschlossen, den Fall als eine Starrsucht zu behandeln; um aber über die Krankheit Bestätigung zu erhalten, war es von Wichtigkeit, die Anfälle derselben zu beobachten und zu prüfen.

Kaum ertönte des Abends die 7. Stunde, so begannen auch die kataleptischen Zufälle sich einzustellen: Verlust der Stimme, allgemeine Undeholfenheit des ganzen Körpers, halb geschlossene Augen, mühsames Athmen, einmahl über das andere ein leichtes Zucken der Schultern, zuletzt die Erscheinung des vollkommenen Schlafes, während die Patientinn auf dem Rücken lag, langsames Athmen und fast gänzlich mit dem Unterleibe bewerkstelligt. Ich kam nicht eher an, um diesen Anfall zu sehen, als bis er bereits seit einer halben Stunde eingetreten war. Die Pa-

tientinn schien gar nichts zu empfinden; sie behielt alle Stellungen, die in Bezug auf Kopf, Rumpf und Arme ihr gegeben wurden, besser jedoch die Stellung der Arme und der Hände, als diejenigen der untern Extremitäten. Die Wärme und die Farbe des Körpers waren natürlich, der Puls schlug 60 — 70 Mal in der Minute, die Pupille war äußerst beweglich und reizempfindlich für das Licht; die Muskeln des Antlitzes waren sämmtlich nicht steif und befanden sich ganz im natürlichen Zustande, behielten auch keine Lage bey, welche man ihnen geben wollte. Ich empfahl dem Hülfсарzte der Klinik, dem Dr. Vittadini, diese Patientinn des Nachts über in sorgfältigem Auge zu behalten, und morgen seine Beobachtungen mir umständlich mitzutheilen. Er war mehrmahls zu ihr gegangen, und hatte sie immer in diesem Zustande gefunden, gegen sehr starkes Kneipen und Auskrupfen von Haaren hatte sie sich unempfindlich gezeigt. Nachdem es des Morgens 7 Uhr geschlagen hatte, erwachten ihre Sinne allmählig, bis auf die Stimme, die sich erst nach 10 Uhr vernehmen ließ.

Beym Besuche klagte sie nur über Verstopfung des Unterleibes und über einen Schmerz in der Milz, welche sich übrigens im besten Zustande befand. Nachmittags stellte sich zur gewöhnlichen Stunde der Starrsüchtsanfall wieder ein. Es verging wohl eine halbe Stunde darüber, ehe die Patientinn wieder wie eine Bildsäule auf den Rücken lag. Nach solchen Erscheinungen, welche hier eintraten, konnte ich nicht begreifen, wie sich eine fette Körperbeschaffenheit und eine 12stündige Starrsücht, die nun seit dreihalb Jahren gedauert hatte, mit einander vertrugen. Außerdem machte mich die Beweglichkeit der Pupille, der Muskeln des Augapfels, und das langsame Athmen sehr bedenklich. Ich untersuchte deshalb die Brust mit Lannec's Stethoscop. Die Luft, welche in die Lunge trat, schien sich ruckweise in dieselbe zu stürzen und verursachte zuweilen ein größeres Geräusch, als im natürlichen Zustande. Hier blieb sie einige Zeit lang eingeschlossen, und wurde dann ziemlich langsam wieder ausgegeben, wie es bey einem Menschen der Fall seyn würde, welcher dieses mit allem Fleiße thun und mit dem Unterleibe athmen wollte, während er die Brust ganz fest hält. In Bezug auf dieses langsame Athmen glaubte ich den Anwesenden die Bemerkung machen zu müssen, daß die wässerigen Exhalationen auf der Oberfläche der Lungenzellen und der Ramificationen der Luftröhrenäste, wenn der Anfall des Übels wirklich volle 12

Stunden dauerte, und wenn sie nicht durch das häufige Ausathmen gänzlich ausgeführt werden konnten, nothwendig sich anhäufen und eine Art von Röcheln hervorbringen müßten; sobald nun das kleine Gehirn wieder für die Perceptionen fähig geworden, müsse in Folge des üblen Eindrucks, welchen die an die Lungen vertheilten Hirnnerven erhalten haben, Husten erregt werden, und deshalb müsse jeder Anfall mit Husten endigen. Den folgenden Morgen wurde mir gemeldet, daß der Anfall des Übels in der That mit einem trockenen Husteln aufgehört habe. Die Patientten, welche sich in demselben Saale befanden, erzählten auch, daß die starrsüchtige Patientinn, des Nachts, ihre Nothdurft zu verrichten, aufgestanden sey, und sich alsdann wieder in ihre erste Lage zurückbegeben habe. Diese Thatfachen bestärkte den Verdacht einer Verstellung noch mehr, der sowohl bey mir als bey dem Hülfсарzte Wurzel geschlagen hatte. Inzwischen kam ich mit dem Hülfсарzte dahin überein, daß er die Patientinn noch näher und aufmerksamer bey dem Anfalle der Krankheit bewachen solle. Den folgenden Morgen sagte er mir, daß er unzweifelhafte Beweise hinsichtlich der vermutheten Verstellung zu haben glaube. Des Nachts sey die Patientinn durch ein körperliches Bedürfniß genöthiget worden aufzustehen; ein krankes Mädchen habe den Armen der Patientinn auch eine Stellung geben wollen, als aber die Arme herabhingen, habe sie die Patientinn für todt gehalten, sich schnell entfernt, und sey vor Schrecken in ihr Bette gekrochen, über welchen Auftritt die starrsüchtige Patientinn das Lachen nicht habe unterdrücken können, als ihr aber unversehens die Arme genommen und emporgehoben wurden, so fielen dieselben wieder nieder, und die Patientinn war etwas darüber erschrocken, bey dem zweyten Versuche behielten sie ihre Stellung; der Anfall der Krankheit habe mit stärkerem Husten geendet, jedoch immer ohne Auswurf; ferner müsse die Patientinn zuverlässig vernommen haben, was ich zur Zeit des vorigen Anfalles über das Schlucken gesagt habe, was anfangs in Bezug auf den Husten geschehen war, den vorher ließ sie die Flüssigkeiten aus dem Munde fließen, welche man ihr zum Verschlucken gab, und jetzt gelangten sie und die Pillen, wie im Zustande der Gesundheit bey ihr in den Magen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

16.

Wien, Samstag den 25. Februar

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwei Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Über das zweckmäßige Verhalten schwangerer Frauen.

(Fortsetzung.)

Sollte jedoch eine heilsame Gemüthsruhe der Schwangeren im Allgemeinen sich nützlich erweisen, soll sie überall Wurzel fassen, um einstens zum segensreichen Baume zu erwachsen, unter dessen kühnem Schatten jede Mutter Trost und Stärkung für ihre Leiden fände, so wäre dieß auf keine andere Weise möglich, als daß man schon in frühesten Jugend den moralischen Charakter der Mädchen dergestalt zu bilden sich bestrebt, daß sie durch stetes Üben, indem man ihnen mit Sanftmuth und Gelassenheit vorleuchtet, ihre Leidenschaften bekämpfen lernen, um im Stande zu seyn, die ungetrübte, sanfte Ruhe ihrer Seele in stets gleicher harmonischer Stimmung zu erhalten. In unsern Zeiten, wo man so häufig noch, die Mädchen in ihrer ersten Kindheit nur mit gedankenlosen Tändeleien beschäftigt, jede ihrer ausgelassensten Launen ungeahndet und ihre größten Bosheiten ohne aller Rüge hingehen läßt, sie späterhin nur im Puz und steten Modewechsel unterhält, ihnen die gefährlichsten Romane, die den Ruin ihrer Sittlichkeit befördern, in die Hände spielt, dieselben den ganzen Tag hindurch von einem Spiegel zum andern laufen läßt, und endlich bey wachsender Reife ihres Körpers durch abgeschmackte Schmeicheltreden und übertriebene Huldigung ihres glatten Gesichtchens, zu puppenmäßigen Thörinnen erzieht, die mit flacher Brust und mattem Auge in ein enges Mieder gepreßt, bey verschrobener, einseitig gebildeten Geisteskräften, unter immerwährenden Unpäßlichkeiten ihre Lebenszeit verkränkeln; statt Athemhohlen, stöhnen, statt

sprechen, keuchen, und dergestalt nervenschwach und untauglich zum Mutterwerden, mit Gott Hymen den heiligen Bund schließen, dessen dann statt Freude und Segen, nur Unglück und Traurigkeit harret.

Unbekannt mit den wichtigen Pflichten einer wahren, liebevollen Mutter, betrachten diese verwöhnten Geschöpfchen im Anfange den Ehestand aus einem ganz schiefen, höchst oberflächlichen Gesichtspuncte, doch plötzlich löst sich die Binde, die ihr blödes Auge verhüllte; schrecklich fängt es dann an zu tagen, und mit thänenfeuchtem Blicke schauen diese bethörten Mädchen, aber leider zu spät, zurück in die chaotische Finsterniß ihrer verfloffenen Jugendtage; sehnsuchtsvoll strecken sie die Arme nach ihrem verlorenen Lebensglücke; allein keine Thräne, kein Flehen führt das verschwendene jemahls wieder zurück. Unter diesen qualvollen Erkennen ihres gegenwärtigen Zustandes erwachen allmählich allerley Leidenschaften, als: Eifersucht, Ärger, Neid, Furcht, Traurigkeit u. a. m. die um so schneller ihre wankende Gesundheit zerstören, und dadurch den Gesamtorganismus seiner beschleunigten Auflösung zuführen. Unter diesen Verhältnissen ist es nun nicht anders möglich, als daß auch das Kind in seiner Entwicklung mehr oder minder beeinträchtigt wird, und entweder lebensschwach und flech, oder unreif zur Welt geboren, wieder in das Nichts zerfällt, aus dem es kaum in sein früh verwelktes Daseyn trat. —

Erkennt man leider! noch nicht die wichtigen Nachteile einer, nach diesen Grundsätzen geleiteten Erziehung?

Es kann keineswegs geläugnet werden daß ein hoher Grad phylosophischer Fassungskraft und beynah sokratische Gelassenheit erfordert werde, um sich über alle Widerwärtigkeiten und unglücklichen Verhältnisse dieses wechselnden Pilgerlebens hinauszusehen; um so weniger kann man

dieß von dem, in ihrem Gemüthe äußerst beweglichen Weibe verlangen, das ohnehin zur zagenden Kleinmuth, immerwährenden Klagen und Händeringen ihrer schwächeren empfindlichen Natur nach, so sehr geneigt ist, dessen Auge so leicht Thränen zu Gebothe stehen, und das eben durch Unmündigkeit der Kraft, die Herzen rührt. Allein da Selbstbeherrschung die Pflicht eines jeden Menschen ist, und diese durch Hülfe der Vernunft und stete Übung leicht erworben werden kann, da eine zärtliche Mutter ihre gemüthliche Seite zu Gunsten ihres Kindes, so viel als es nur immer in ihren Kräften steht, in steter Ruhe zu erhalten sich unausgesetzt bestreben wird, so verlieren auch alle Rauigkeiten und widerwärtigen Einflüsse unseres Erdens Lebens außerordentlich an ihrer Heftigkeit, wenn ihnen das menschliche Herz mit Gelassenheit und ruhiger Fassung zu begegnen weiß. Geringfügige Aufrühre der Seele, wenn sie nicht anhaltend wirken, oder in ihrer Heftigkeit sich allmählich steigern, bringen der Schwangeren und ihrem Kinde, da das Weib dieselben durch eine gewisse leichte Veränderlichkeit ihres Gemüthes, schnellere Vergesslichkeit und größere Sanftmuth bald wieder auszugleichen weiß, keinen erheblichen Schaden. Es gleichen demnach diese zeitweisen Störungen nur den leichten, schnell dahinfliehenden Wölkchen, welche die Sonne zwar auf Augenblicke zu verdunkeln, aber nie unserm Blicke gänzlich zu entziehen, im Stande sind. — Obschon heftige Leidenschaften sowohl der Mutter als auch ihrer Frucht höchst nachtheilig sind, so drohen sie doch niemals mit jener bedeutenden Gefahr, welche durch dem Grade nach minder bedeutende, aber lang andauernde Gemüthsbewegungen entsteht, die das Leben zwar nicht so schnell wie die ersteren, aber desto gewisser und sicherer vernichten. Sie drohen Schwängern mit sehr langsamem und beschwerlichen Geburten, und verschleidenen andern Übelsensformen, welche nicht selten die ganze Lebenszeit hindurch nie gänzlich weichen.

Um im allgemeinen die, jeder Schwangeren und Leibesfrucht so äußerst wohlthätige Gemüthsruhe zu befördern, genügt jedoch keineswegs die in der Jugend genossene Erziehung allein, sie mag immerhin die sorgfältigste und zweckmäßigste gewesen seyn, sondern es wird auch erfordert, daß Schwangeren von jedem Menschen jene zarte Schonung und Achtung zu Theile werde, welche dieselbe, ihres ehrwürdigen Standes wegen, auch mit allem Rechte verdienen. Obgleich Völker längst entschuldener Jahrhunderte uns hierin mit dem erhabensten Beyspiele vorleuchten, so bleibt dieses doch in gegenwärtiger Zeitepoche in einzelnen Fällen bloß ein frommer Wunsch, dessen allgemeine Erfüllung aber jeder Menschenfreund gewiß um so sehnlicher erwarten möchte, da bisweilen gerade die nächsten Anverwandten, oder der Gemahl es sind, die der armen Schwangeren weder freundlich, aufmerksam, noch sanftmüthig und schonend begegnen. Vorzüglich stößt man in der niedern Volksclasse auf rohe, gefühllose Menschen, welche ihr Weib auf die empörendste Weise mißhandeln, ungeachtet ihrer mühsamsten Arbeiten, sie durch immerwährende Zänkereyen quälen; ihrem tief gekränktem Weibe

nicht nur jede Erquickung versagen, sondern oft sogar die nothwendigsten Lebensbedürfnisse entziehen, dem äußersten Mangel bloßstellen, und durch offenbare Unbilden die häusliche Zufriedenheit stören. Das verzehrendste Gift langsam tödender Eifersucht, das sich in dem gekränktem, manchmal stille und sanft dulddenden Herzen oft erzeugt, untergräbt schnell die blühende Gesundheit, und vernichtet auch die Frucht schon während ihres Entstehens im mütterlichen Schoße, oder begründet das höchst unvollkommene, matte Ausblühen derselben.

Unter diesen traurigen Verhältnissen bleibt nun der unglücklichen Frau zur Erleichterung ihrer jammervollen Lage, freylich nichts übrig, als die ihr eigene Klugheit, natürliche Herzensgüte und Geduld. — Im Besitze dieser Tugenden gewinnt sie die nöthige Kraft, selbst die größten Gemüthskürme mit Gelassenheit und ruhiger Würde zu ertragen, und die allgewaltige Liebe zu ihrem Kinde steigert um so mehr ihre Standhaftigkeit, wenn sie bedenkt, daß durch das ungetrübte Wohlbefinden ihres eigenen Ichs, auch die Gesundheit und vollkommene Ausbildung der Leibesfrucht unmittelbar bedingt werde. Sie suche daher durch mäßige, nicht allzusehr anstrengende Beschäftigung ihren Kummer zu mäßigen, vermeide das melancholische Grübeln und Nachdenken über ihren unglücklichen Zustand, und bestrebe sich im Umgange mit wohlwollenden, tröstenden und gewählten Freundinnen im Vertrauen auf Gott, und eine bessere Zukunft, die trüben Wolken der Traurigkeit von ihrer Stirne zu verschuchen.

Nicht minder schädlich als die bisher angeführten Verhältnisse wirkt auf die Schwangere die oft äußerst übertriebene Furcht vor einer unglücklichen Geburt. Es gibt Frauen, die schon bey dem Gedanken an ihre bevorstehende Niederkunft ein panischer Schrecken befällt; allein wenn sie überlegen, daß die Schwangerschaft unmittelbare Bestimmung des weiblichen Geschlechtes und die Geburt ein naturgemäßer Vorgang sey; daß die Natur zur Realisirung ihres festgesetzten Zweckes auch jederzeit die nöthigen Kräfte verleiht; daß während der Schwangerschaftsperiode die Gefahr von allen Ansteckungskrankheiten bedeutend sich vermindere, und daß endlich diese Zeitepoche die Frauen vor verschiedenen Beschwerden, denen Unverehlichte öfters unterliegen, völlig sicherstelle; dann wird gewiß diese ungegründete, außerordentliche Furcht gänzlich aus ihren Herzen schwinden. — Befolgen dieselben ferner eine geregelte, vernunftgemäße Lebensweise, unterziehen sie sich bey zufällig eintretender Kränklichkeit dem Rathe eines sachverständigen Arztes, dann können sie dem Ende ihrer Schwangerschaft und der allmählich heranahende Geburt mit ruhigem Gemüthe entgegenblicken.

Anderer Frauen hingegen hält eine entsetzliche Angst vor den bevorstehenden Geburtschmerzen mit aller Macht gefangen. Selten entwickelt sich jedoch die Furcht unmittelbar bey der Schwangeren selbst; meistens sind es nur Weiber, die bereits schon mehrermahl geboren haben, welche erst gebährenden Frauenzimmern von der fürchterlichen Gefahr und außerordentlichen Beschwerden der Nie-

derkunft unablässig vorschwägen, und dieselben mit so grellen Farben auszumahlen wissen, daß die unerfahrene Seele der Erstschwangeren, von der höchsten Besorgniß gefoltert wird. Indessen kann man offen und frey gestehen, daß das weibliche Geschlecht so leicht die Sache, die ihre Empfindung in Anspruch nimmt, auf das Äußerste treibt, und oft da schon ein klägliches Angstgeschrey erhebt, wo es nicht einmal der Mühe lohnt, den Mund zu öffnen. Man kann sich hievon durch die tägliche Erfahrung hinlänglich überzeugen, da Frauenzimmer, sobald sie nur eine Spinne, oder ein unbehüßliches Würmchen erblicken, ein sinnloses Geschrey erheben, und bey dem Geruche einer Rose oder sonst heftig riechenden Körpers in Ohnmacht sinken. Nicht selten geschieht es aber auch, daß Weiber, um sich durch reifere Erfahrung und glorreich überstandene Beschwerden in Hinsicht ihrer öfteren Schwangerschaften und Geburten einen Ruf und hohe Bewunderung zu erringen, die Gefahren der Niederkunft in einem so gräßlichen Schreckensgemälde darstellen, daß eine, ihrem ersten Wochenbette sich Nahende von der heftigsten Besorgniß für die Erhaltung ihres eigenen Lebens, und das ihrer zarten Leibesfrucht gepeinigt wird. Gleichwie aber das regelmäßige Verhalten während der Periode der Schwangerschaft den glücklichsten Einfluß auf den Ausgang der Geburt äußert, eben so geht auch dieselbe um so leichter und geschwinder von Statten, je mehr eine Frau mit Geduld, Folgsamkeit und Muth sich rüstet. Da man sich ferner oft genug überzeugen kann, daß selbst kränkliche und schwache Frauen, wenn ihre Seele obige Eigenschaften besitzt, ihre Niederkunft ohne heftige Beschwerden glücklich überstehen; so kann man daraus mit vollem Rechte den gewissen Schluß ziehen, daß diese keineswegs mit so beträchtlichen Schwierigkeiten verbunden sey, wie theils die allzugroße Empfindlichkeit, theils einseitige Leichtgläubigkeit junger Frauen sich gewöhnlich vorstellt.

Gleichwie nun alle Gemüthsbewegungen auf Schwangere den mächtigsten Einfluß äußern, eben so behauptet auch bey denselben die, mit jedem Affecte innigst verbundene Einbildungskraft, d. i. das Vermögen, bildliche Anschauungen und Ideen wieder zu erneuern, einen nicht minder wichtigen Rang. Sie umhüllet gleich einem duftenden sanften Blütenregen alle unsere Genüsse mit den höchsten lieblichen Reizen, welche zwar sehr schnell wieder entfliehen, und äußerst unstät sind, aber doch einen unschätzbaren Werth, einen unnennbaren Zauber haben, der unsere Phantasie bisweilen so mächtig erfaßt, daß sie die Seele über alles Irdische erhebt. Tief versinken, gleich wandelbaren Traumgestalten, alle Verhältnisse, alle Sorgen dieses unstätten Erdenlebens; glänzende Vorhänge rauschen empor vor unserem Innern, und wir erschauen eine paradiesische Zauberwelt von unausdrückbaren Empfindungen und Genüssen. Alles um uns her athmet kindliche Anmuth und holde Lieblichkeit, himmlische Ruhe empfängt das von herben Leiden tief gebeugte Herz. Wollen wir aber mit unseren Sinnen diesem hehren Feenreiche uns nahen, erforschen die Wirklichkeit dieser zarten, holden Erscheinungen, sieh! da rollt plötzlich der goldene Vorhang nieder,

dichte Finsterniß umfängt uns, und wir empfinden die drückenden Fesseln unseres beschränkten Daseyns doppelt lastend. — Unendlich ist das Gebieth der Einbildungskraft; es treffen in ihm die entgegengesetzten Pole, Freude und Schmerz, im traulichsten Verein zusammen. Weiß der Mensch seine Phantasie vernunftmäßig zu leiten, und in ihrem ungemessenen, zu raschen Aufstuge gehörig zu beschränken, dann findet er in ihrem Zauberreiche stets die süße Ruhe seiner betrübten Seele wieder, er erkennt in ihr eine liebevolle tröstende Freundin, die mit ihrem Rosen jede Falte an seiner Stirne ebnet, und das reinste, seligste Vergnügen ihm bereitet. — — — Jene Menschen hingegen, die ununterbrochen im Phantastenreiche sich herumtreiben, und niemahls herabsteigen zur rauheren Wirklichkeit unserer sublunarischn Welt, oder die dem zügellosen Streben ihrer höchst gesteigerten Einbildungskraft selawisch folgen, öffnen in ihr eine ergiebige Quelle der mannigfaltigsten Übel und der traurigsten Verirrungen, indem sie ihnen oft Gegenstände, welche in der Wirklichkeit nicht bestehen, täuschend vormahlt, oder manchemahl die geringfügigste Sache durch ihr magisches Vergrößerungsglas besetzen, unter der fürchterlichsten, riesenhaften Gestalt darstellt.

Gleichwie nun die Phantasie unter der sichern Vormundschaft der Vernunft auch auf Schwangere und ihre Frucht die wohlthätigsten Wirkungen äußert, eben so werden oftmahls für beyde, die nachtheiligsten Verhältnisse herbeygeführt, wenn leichtgläubige Mütter den vollen Ausgeburten derselben sich willig hingeben. Auf diese Weise entstehen bisweilen bey schwangeren Frauen die sonderbarsten Gelüste, Sympathie und Antipathie gegen einzelne Menschen und Dinge, ängstliche Furcht vor der Geburt und den sie begleitenden Schmerzen, so wie endlich auch kleinmüthige Besorgniß wegen häßlicher Mißhaltung der Leibesfrucht, welche der allgemein verbreiteten höchst einseitigen Meinung nach, die Folge der Nichtbefriedigung der, während der Schwangerschaftsperiode zeitweise gehegten Gelüste nach mannigfaltigen Gegenständen seyn soll. Daß dieß ungestüme Sehnen nach allerley, oft äußerst schädlichen und ekelhaften Dingen als Wirkung einer überspannten oder verirrten Einbildungskraft auftrete, läßt sich daraus am deutlichsten erkennen, wenn man beobachtet, daß höher gebildete, vernünftige Frauen, so wie jene, die wegen ununterbrochener Beschäftigung keine Zeit gewinnen, um den launigen Grübeleyen ihrer Phantasie nachzuhängen, von derley thörichten Ansechtungen und den Traumbildern frahenhafter Schreckensgestalten völlig frey sind.

(Der Beschluß folgt.)

Verstellte Starrsucht, die über zwey und ein halbes Jahr dauerte.

(Fortsetzung.)

Aus allen diesen Gründen faßte ich den Entschluß, bey dem ersten Anfalle der Krankheit mich zu directen Versuchen zu wenden. In Gesellschaft des genannten Hülfzarztes wurde deßhalb, nachdem bereits der Anfall der Starrsucht

eine Stunde gedauert hatte, der Anfang gemacht. Das Athmen war, wie gewöhnlich, langsam, und ging durch den Unterleib von Statten; die Patientinn schluckte, wie Jemand, der gänzlich Herr seines Willens ist; nachdem auch die Arme auf verschiedene Weise untersucht worden waren, ergab sich so viel, das statt einer absoluten Biegsamkeit und einer Beschaffenheit, wie weiches Wachs, die Muskeln eine Art von Contraction wahrnehmen ließen, die sich in dem Augenblick einstellte, wo man den Gliedern irgend eine Stellung gab, so daß sie hierin, so zu sagen, von dem Willen der Person unterstützt wurden. In diesen Stellungen erhielten sich die Glieder nachher nicht ganz fest, sondern begannen nach einiger Zeit ein leichtes Wanken zu verrathen. Es wurden der Patientinn die Augen verbunden, man gab ihr Amoniakflüssigkeit zu riechen, und sie wurde davon nicht erschüttert. Als ihr unversehens unter dem Nagel des Zeigefingers der linken Hand eine Nadel eingestochen wurde, zog sie die Hand ein wenig zurück, hielt sie aber fest bey dem zweyten Versuche, und empfand davon eine Art Contraction in ihren Muskeln. Es wurden ihr die Arme und Hände ausgestreckt und brennendes Siegellack darauf getropfelt, wovon sie kaum erschüttert wurde, aber in ihrem ganzen Körper nahm die Wärme zu. Als sie aus dem Bette genommen wurde, überließ sie ihren Körper wie eine Leiche. Auf meine ernsthafte Versicherung, daß wenn die Patientinn wirklich von der Starrsucht befallen sey, sie die aufrechte Stellung behalten, wandeln und niemahls fallen müsse, wenn sie angestoßen werde (was jedoch keineswegs der Fall ist), erhielt sie sich, als sie von der Erde aufgehoben wurde, auf den Füßen, und wenn sie von hinten mit einer Hand ein wenig angestoßen wurde, schritt sie vorwärts, wie es jede andere Person gethan haben würde, bis in die Mitte des klinischen Saales. Es wurde ihr ein Schenkel emporgehoben, und sie erhielt gehörig das Gleichgewicht, indem sie sich auf den andern stützte. Da sie indessen für die Länge diese Stellung nicht aushalten konnte, so ließ sie nach und nach den emporgehobenen Schenkel herabsinken, behielt aber demungeachtet noch ein wenig von Beugung bey, welche sie dadurch unterstützte, daß sie mit der Fuß-

zehe die Erde berührte. Endlich konnte sie auch die Arme nicht ausgestreckt und aufgehoben erhalten, sie sanken stufenweise herab, und die Respiration wurde häufiger und gleichsam schnaubend. Als die Flamme eines Lichtes der ausgestreckten Hand genähert wurde, zog sie letztere ein wenig zurück, aber das zweytemahl wollte sie Widerstand leisten, ungeachtet die Biegsamkeit der Respiration und ihr mit Schweiß bedeckter Körper sie verriethen und ihre Leiden offenbarten. Immer waren ihr noch die Augen verbunden, und durch leichtes Anstoßen brachte man sie dahin, daß sie mehremahls die Tour durch den ganzen Saal machte, woraus man die absolute Gewalt des Willens über die Muskeln, welche die Ortsveränderung vermitteln, deutlich erkannte, und daß letztere Muskeln sich in einem natürlichen nicht aber in einem starrsüchtigen Zustande befanden. Während die Patientinn nun auf diese Weise zum Gehen genöthigt, und wie durch Zufall angestoßen wurde, fanden wir die herabhängenden Arme nichts weniger als steif, sondern nachgiebig, und sich gänzlich so verhaltend wie bey dem gesündesten Menschen. Als der Patientinn die Flamme des Lichtes unter die Nase gehalten wurde, runzelte sie dieselbe heftig, und bewegte den Kopf immer mehr nach hinterwärts. Sie wollte sich aber dennoch nicht gefangen geben, und fuhr fort die heftigste Starrsucht zu heucheln, so weit nur die Fähigkeit und Biegsamkeit der Arme die gegebenen Stellungen zu erhalten vermochten. Es wurden ihr deßhalb die Füße so viel wie möglich ausgestreckt, und als denselben hierauf die Flamme eines brennenden Papiers genähert wurde, so zog sie die Muskeln mächtig zusammen, dauerte aber dennoch aus; als sie aber fühlte, daß die Haut wirklich verbrannte, so ließ sie die Arme mit einem Mahl sinken, und wandte sich mehr als jemahls schnaubend gegen denjenigen, welcher sie auf diese Weise qualte, ohne jedoch eine Sylbe zu sprechen. Ich ließ ihr nun die Binde von den Augen nehmen, warf ihr ihre Verstellung vor, und befahl ihr, sich zu Bette zu begeben. Mit Widerwillen gehorchte sie, wollte sich aber nicht eher niederlegen als bis wir uns wegbegeben hätten.

(Der Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n.

Enge N i e d e r. Würden die jungen Mädchen einsehen, daß ein enges Nieder, nach einer starken Mahlzeit, nach einer heftigen Bewegung, wie bey dem Tanzen, oder wenn durch große Hitze sich die Säfte verdünnen und ausdehnen, die Ursache von Blutstürzen und Schlagflüssen werde, oder langwierige, traurige Congestionen in der Lungen, den Geschlechtsorganen und im Gehirn herbezuführen könne, so möchte doch vielleicht gegenwärtiger

Fasching weniger diese traurigen und oft unverbesserlichen Folgen uns vor die Augen führen! —

E i n m e r k w ü r d i g e r P i l z. Vor einiger Zeit fand ein Weiber in Pilkington einen Pilz, der auf der Insel Lisiput recht gut als Thurm hätte dienen können. Er hatte 4 Fuß im Umfange, der Stiel fast 10 Zoll im Durchmesser, und reichte zu einer Mahlzeit für 4 Personen hin.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben, Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

17. Wien, Mittwoch den 29. Februar

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal postfrei. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Über das zweckmäßige Verhalten schwangerer Frauen.

(V e s t i u s.)

Unter den widersinnigen Ausgeburten einer schief gerichteten Einbildungskraft steht der, beynah allgemein verbreitete Wahn, des sogenannten *Versehens*, wovon selbst manche verständige Frauen der höheren Standesclassen befangen werden, oben an. Sehr oft geschieht es nämlich, daß eine Mutter bey dem unerwarteten Erblicken einer Kröte, Schlange, Maus, u. dgl. in den größten Schrecken versetzt wird, und nun während der ganzen Schwangerschaftsperiode, keinen Augenblick mehr ruhig und zufrieden seyn kann, indem die quälende Furcht, ein, dem erschauten Thiere ähnliches monströses Product in die Welt zu setzen, unablässig an ihrem Herzen nagt. Dieser stete Kummer, diese peinigende Angst, wirkt nun bey längerer Dauer äußerst nachtheilig auf die Gesundheit der Schwangeren, begründet mancherley krankhafte Störungen in den natürlichen Wirkungen des Gesamtorganismus, und verbreitet späterhin den schädlichsten Einfluß auch auf die, in ihrer Ausbildung begriffene Frucht. — Die allmächtige, höchst weise Natur, die seit Jahrtausenden nach einem bestimmten Urbilde (Prototyp) erzeugt und schafft, und bey ihren wunderbaren Gestaltungen nach unabänderlichen Gesetzen vorgeht, bleibt auch in Fortpflanzung der Gattungen sich ewig gleich. Der funkenprühende Kies, wie das glühend gefuchte Gold, das niedrige Moos, die Eder des Libanon, der belebte Schimmel, der höchst reproductive Polyp und das Nadelthier, so wie der wellenverschlingende Wallfisch und der kolossale Elephant, der nachahmungsfüch-

tige Affe, so wie das edle Liebe empfindende Schöpfkind der heiligen Muttererde, der Mensch — traten am ersten Tage ihrer ursprünglichen Schöpfung, nach denselben unwandebaren Gesetzen ins Daseyn, welche die allgütige Natur noch jetzt befolgt, und die für die Ewigkeit berechnet sind. Man trifft zwar bisweilen auf mannigfaltige Abweichungen und Veränderungen der ursprünglichen Gestalt und Form, welche durch verschiedenartig gesteigerte, oder verminderte Thätigkeit der zeugenden Kraft individuell bedingt werden; aber keineswegs unter dem vermittelnden Einflusse der Einbildungskraft stehen. Der gemeine Menschenverstand, welcher da er den Höhepunct des ihm Unerklärbaren und Außerordentlichen nicht zu erreichen vermag, dasselbe zu sich in den Staub hernieder zieht, und es auf eine seiner kindischen Einsicht genügende, leider äußerst beschränkte und oftmahls sehr thörichte Weise zu erklären versucht, setzt auch bey dem sogenannten Versehen das plötzlich unangenehme Erregen der Einbildungskraft, als Grundursache fest. Überzeugt man sich hingegen, daß sowohl im Thier: als Pflanzenreiche die auffallendsten Abweichungen von der ursprünglichen Form Statt finden, und daß, da beynah jede Mutter während der Epoche ihrer Schwangerschaft mehr oder minder widerwärtigen Einwirkungen ausgesetzt ist, bereits schon das gesammte Menschengeschlecht zu lebendigen Popanzen und höchst verbildeten Gestalten, (welche jedoch nur selten vorkommen) ausgeartet seyn mußte: dann widerlegt sich das Unwahre und äußerst Einfältige der allgemeinen Meinung über das Versehen, als wenn dasselbe Wirkung der Einbildungskraft wäre, von selbst auf die offenbarste und einleuchtendste Weise. Inniges Vertrauen auf die ewig gleichförmige Bildungskraft der göttlichen Natur, die alle Wesen mit derselben Liebe und Sorg-

fallt an ihren mütterlichen Busen drückt, soll jede Schwangere in ihrem Herzen ruhig nähren; jede eitle Furcht, als Ausgeburts einer verschrobenern Einbildungskraft, aus ihrer Seele bannen, und die blühendste Gesundheit der Mutter, die vollkommenste Entwicklung ihres geliebten Kindes, wird den Starckmuth ihres geläuterten Geistes lohnen.

Gleichwie aber das kindische Erschrecken der Schwangeren bey den unbedeutendsten Vorfällen, und die außerordentliche Beweglichkeit ihrer Phantasie, sehr nachtheilig auf ihr Wohlbestinden einwirkt, eben so vortheilhaft und vernünftig erweist es sich hingegen, während der Periode der Schwangerschaft, allen Gefahr drohenden Umständen, so viel als nur immer möglich, auszuweichen. Da gibt es aber besonders in unseren schau- und lachfüchtigen Zeiten sehr viele Schwangere, die es unmöglich über sich vermögen, von irgend einem öffentlichen Spectakel, es mag nun ein Tanzbär sich produziren, eine Hunde- oder Affenfamilie in ihren possirlichen Künsten sich zeigen, kurz es mag eine Giraffe, oder ein Krokodill, ein Seiltänzer oder ein Marionettentheater, eine Feuersbrunst oder die Hinrichtung eines Verbrechers zu sehen seyn, sich freywillig auszuschließen. Nicht allein, daß bey solchen Gelegenheiten in dem gewöhnlich übermäßigen Gedränge von Menschen und Wägen, Schwangere der größten Gefahr durch Stoß, Druck, Fall, Schlag u. dgl. ausgesetzt sind, sondern man steht auch bey unglücklichen Ereignissen z. B. einer Feuersbrunst und am Hochgericht, Frauenzimmer, besonders aber Schwangere unter den Zuschauern um so unlieber, als überhaupt das weibliche Geschlecht in Folge seines empfindlicheren, sanftmüthigeren und weicheren Herzens, stets derley Ereignissen von selbst ausweichen sollte.

Wie einflußreich für die Schwangere ist endlich nicht auch das kostbarste Gut des Menschen, der Schlaf, der durch seinen milden, himmlisch süßen Zauber, verjüngte Lebenskraft in alle Adern flößt, jeden Kummer, jeder angst erfüllten Sorge sie entbindet, und die gesammten Verrichtungen des Lebens, in einem gemäßigten, gleichförmigen Gange leitet. Die organische Masse, welche durch die Anstrengungen und Beschwerden am Tage verloren gegangen, wird während des Schlafes, indem durch den Ruhezustand unseres Geistes und die Verminderung der äußern Reize, alle Absonderungen, so wie Ernährung und Wachsthum am thätigsten und lebhaftesten von Statten gehen, wieder ersetzt. Die gewöhnliche und günstigste Zeit zum Schlafen ist die Nacht. Mit ihrem Eintritte schweigt allmählig das lärmende Getöse des geschäftigen Lebens, kühle angenehme Lüftchen wehen, und die düstere stumme Finsterniß, die alle Reizungen der Außenwelt in ihren dunklen Schleyer hüllt, ladet den müden Erdenpilger zur sanften, erquickenden Ruhe ein. Doch der Mensch, der die sanften Mahnungen, welche eine höhere Macht ihm in das Herz geschrieben, gleichgültig beachtet, in allen Verhältnissen den unbeschränkten Ausfertigungen seines freyen Willens folgt, überschreitet auch in Hinsicht des Schlafes leider nur zu oft das vorgeschriebene Maß, verschleucht ihn durch die raffinirtesten Reizungen, Künsteleyen, Ausschwei-

fungen, und verkehrt im Kühnen Übermuth die geregelte Ordnung des Schlafes, welcher im Thier- und Pflanzenreiche seine segensreichen Wirkungen ausübt. Nicht lange jedoch vermag der Sterbliche auch in dieser Hinsicht auf dem unsicheren, irrigen Pfade fortzuwandeln, früher oder später zeigen sich die Folgen seines thörichtigen Beginns, und die beleidigte Natur ahndet oft auf eine sehr empfindliche Weise den ihr angelegten verderblichen Zwang.

Menschen, die sich den höchst unentbehrlichen Schlaf, entweder durch mechanische Beschäftigungen, oder durch Schwärmen mit Vergnügungsabsichten, entziehen, wobey der Organismus oft in die heftigste Erschütterung versetzt, das Muskel- und Nervensystem außerordentlich erregt, und die Seelenkräfte durch Überspannung der Phantasie in ihrer Thätigkeit auffallend gesteigert werden, (wie dieß vorzüglich bey dem, die ganze Nacht hindurch andauernden Tanzen, Spielen und bacchantischen Schwelgereyen der Fall ist) verfallen leider nur zu oft in Störungen der Verdauung, krankhafter Empfindlichkeit des Nervensystems u. dgl. welche unter Ausfertigungen von heftigen Kopfschmerzen, verlornen Gslust, Magenkrämpfen, Mattigkeit und Abgeschlagenheit der Glieder u. s. w. sich offenbaren. Diese Unordnungen und Aufrühre in den Thätigkeiten des ganzen Organismus sind um so bedeutender, je anhaltender und öfter diese nächtlichen Schwärmerereyen Statt finden. Man glaube nur ja nicht den Abgang der nächtlichen Ruhe, durch Schlafen am Tage, ersetzen zu können, da wegen Übermaß der äußern Reize, besonders des Lichtes, der größeren Wärme, und des ununterbrochenen Geräusches, der Schlaf am Tage niemals so sanft und erquickend, wie bey der Nacht, sich einstellt.

Außert das Nachtwachen die schädlichsten Wirkungen bey allen Menschen, um so mehr müssen diese bey Schwangeren, deren Körper eben mit der Bildung ihres zweyten Ich beschäftigt, für alle nachtheiligen Einflüsse außerordentlich empfänglich ist, und bey denen somit, durch Entziehung des so wohlthätigen nächtlichen Schlafes nicht nur ihre eigene Gesundheit gefährdet, sondern auch die Entwicklung und völlige Ausbildung ihrer zarten Leibesfrucht gehindert, oder dieselbe schon im Keime zerstört wird, sich einfinden. Jeder Schwangeren sey daher die nächtliche Ruhe, die ihrem Körper Stärkung und ihrem Geiste Heiterkeit gewährt, über alles wichtig. Sie bringe daher nicht ganze Nächte auf Tanzsälen, am Spieltische, oder im jubelnden Kreise zehender Freunde zu, überlade sich nicht mit geistigen Getränken, und verschiedenartigen, oft sehr schwer verdaulichen Speisen; indem durch die äußerst anstrengende Bewegung, dem steten Wechsel der heftigsten Leidenschaften bey dem Spiele, und Überreizung der Verdauungskräfte, die Gesundheit, das höchste und unschätzbare Gut des Menschen, um so schneller und in einem desto höheren Grade beeinträchtigt wird.

Was nun die Lage während des Schlafes betrifft, so ist die liegende, wo alle Muskeln jede lästige Spannung verlieren, und in den Zustand einer völligen Erschlaffung versetzt werden, unstreitig die zweckmäßigste. Die meisten

Thiere, wenn Ermüdung sie zum Schlafe einladet, legen sich nieder, um allen willkürlichen Muskeln eine gänzliche Unthätigkeit und Laxität zu gewähren. Es gereicht daher Schwangeren zu einem besondern Nachtheile, in sitzender Lage, den Kopf auf den Tisch oder ihre Hände gestützt, sich dem Schlafe zu überlassen; indem nicht nur ihr Körper in dieser unbequemen Stellung, wobey einige Muskeln in steter Spannung sich befinden, keine vollkommene Ruhe genießt, sondern auch durch den heftigeren Andrang des Blutes gegen den Kopf, und durch das Anpressen der Brust an den Tisch, mehr oder minder erhebliche Beschwerden herbeygeführt werden können. Eben so schädlich erweist sich endlich für Schwangere das Zusammenschlafen mit Jemand in einem Bette, da sie immer der Gefahr ausgesetzt sind, bey dem Umwenden oder ungestümen Herumwälzen ihres Bettgenossen, während des Schlafes einen Druck, Schlag, Stoß zu erleiden, woraus oft die gefährlichsten Übel ihren Ursprung nehmen.

Verstellte Starrsucht die über zwey und ein halbes Jahr dauerte.

(Beschluß.)

Dieses waren nun Beweise, welche uns überzeugten aber nicht das Publicum, welches ganz anderer Meinung war, und sich viel über diese starrsüchtige Patientinn unterhielt; deßhalb wurden den 6. Juny diese Versuche noch umständlicher in Gegenwart einiger Professoren des R. F. Medico di Delegazione, vieler anderer Ärzte und Studenten wiederholt. Es war um 8¼ Uhr des Abends, als die Patientinn wie gewöhnlich im Bette liegend, den Anfall der Starrsucht simulirte. Um sie ganz genau Tag und Nacht bewachen und eine strenge Diät halten zu lassen, hatte ich sie ein Zimmerchen einnehmen lassen, welches neben dem klinischen Saale lag. Während nun die erwähnten Personen sich sämmtlich im anstoßenden Saale versammelt hatten, gingen die Professoren Platner, Rigoni und Scarenzio in das benannte Zimmerchen. Mehr wie jemahls suchte sie glauben zu machen, als habe sie alle äußern und innern Sinne verloren, und behielt die gegebenenstellungen, besonders an den Armen sehr gut. Kaum hatte ich aber den Fuß ins Zimmer gesetzt, so veränderte sich auch, wie ich es vorhergesagt hatte, der Puls, und es bedeckte sie ein allgemeiner Schweiß, als ich aussprach, es mache sich die Probe eines glühenden Eisens auf die Fußsohlen nöthig. Sie wurde aus dem Bette genommen, und mit genauer Noth im richtigen Schritte geführt, da sie doch sonst fest stand. Wir brachten sie in den klinischen Saal, wo nach mehreren Versuchen hinsichtlich verschiedener Stellungen des Körpers, alle endlich die Überzeugung erlangten, daß die Starrsucht fingirt sey. Als man sie diesesmahl ein halbes Glas Wasser, in welchen 5 Gran Brechweinstein aufgelöst waren, hatte verschlucken lassen wollen, weigerte sie sich hartnäckig. Als unsere Patientinn merkte, daß sie entdeckt

sey, und nicht weiter darauf bestand, die Verstellung fortzusetzen, schien sie etwas beschämt zu seyn, und senkte den Kopf. In meiner Gegenwart erdreistete sie sich nicht mehr, starrsüchtige Stellungen zu fingiren, war aber nicht zum Sprechen zu bringen. Sie wurde nun allein gelassen und beobachtet; nach einiger Zeit legte sie sich nieder und machte es sich bequem. Sobald sie Leute eintreten hörte, stellte sie sich, als ob der Anfall der Krankheit noch immer fort dauere. Als nun in Folge der genommenen Medizin das Erbrechen sich einstellte, legte sie sich so, daß sie weder sich noch das Bett beschmutzte. Hierauf gedrängt von einem andern Bedürfnis stand sie wohl 4mahl auf, und benahm sich wie jede andere Person, welche ganz bey sich ist. Sie schlief endlich vor Ermattung ein. Den folgenden Tag erdreistete sie sich dennoch zu behaupten, daß sie von Allem, was von 7 Uhr des Abends bis um 7 Uhr des Morgens vorgefallen sey, gar nichts wisse, aber sobald sie mich nur erblickte, erröthete sie, und wagte es nicht mich anzusehen. Als ich ihr dieses hartnäckige Lügen zum Vorwurf machte, brach sie in Betheuerungen gegen mich aus, daß sie sich durchaus nicht verstelle, wobey sie immer das Antlitz verhüllte, und wie sie es immer anfangs zu thun pflegte, als halb verloren ihre Stimme erhob, und versicherte sie sey leider eine Beute des Übels. Des Abends fingirte sie, wie gewöhnlich einen Anfall der Starrsucht, und so auch den folgenden Tag. Die Wächterinnen stellten sich manchmahl als ob sie schliefen, und einige Studenten ertappten sie auf mehreren Thatfachen, aus welchen hervorging, daß sie nichts weniger als starrsüchtig sey. Wer sie überreden wollte, sie möge sich für hergestellt erklären, um den Lasten und den Prüfungen ein Ende zu machen, dem antwortete sie, dieß gehe nicht an, weil man auch alles Vergangene für falsch halten würde, was ihr die mitleidigen Menschen ihrer Heimath zukommen ließen; denn da sie glaubten, daß die Krankheit der Patientinn von Schwäche herrühre, so ernährten sie dieselbe gut, und gaben ihr außerdem noch täglich 2 Becher des besten Weines. Sie fügte nun zu, daß sie noch nicht viel von den Neugierigen gewonnen habe, welche um (der Aussage der Patientinn nach) eine Krankheit zu sehen, die man bloß in einigen Büchern erwähnt findet, aus der Ferne herbeykommen. Und in ihrer Halsstarrigkeit dauerte die Patientinn nach der Zeit mit um so größerer Kühnheit aus, als sie merkte, daß etliche sie darnach beurtheilten, und sie bedauerten. Inzwischen hatte eine der Wächterinnen sich einigermaßen das Vertrauen der Patientinn gewonnen. Letztere beklagte sich gegen dieselbe über die schlechte Kost, und über die mit ihr vorgenommenen Prüfungen, welche noch keinem andern Arzt, der sie bis jetzt in der Behandlung gehabt habe, jemahls in den Sinn gekommen seyen, sie wünsche aufs Schnellste diese Anstalt wieder zu verlassen, und bath die Wärterinn ihr Mittel anzugeben, wie dieses anzufangen sey, selbst die Flucht nicht ausgeschlossen. Hiervon benachrichtigt, wies ich die Wärterinn an, wie sie diesen Gedanken zu unterstützen habe, sie möge aber der Patientinn sagen, es sey keine andere Stunde vorhanden, in welcher sie sicher ihre Flucht bewerkstelligen könnte, als die 9. des Abends

indem um diese Zeit alle Krankenwärter und dienstleistenden Personen des Hospitals, dasselbe zu verlassen pflegen, um zum Abendessen zu gehen; deßhalb würde auch sie keine Schwierigkeit an der Pforte finden, zumahl wenn sie sich in Gesellschaft einer dienstleistenden Person befindet, indem sie auf diese Weise ebenfalls für eine solche gehalten werden würde. Die Patientinn erwiederte darauf, daß sie dieses durchaus nicht thun könne, indem sie um diese Zeit von ihrem Uebel befallen sey. Als sie aber ermahnet wurde, sich bey Kräften zu erhalten, und sich Mühe zu geben, das Uebel zu bestegen, und als ihr neue Mittel vorgestellt wurden, die alle darauf berechnet waren, das Bekenntniß aus ihrem Munde zu erlangen, antwortete sie, es liege ihr mehr als jemahls daran, zu fliehen, aber es falle ihr ein, daß sie nicht mit hinlänglichem Gelde zur Bestreitung der Reisekosten bis in ihre Heimath versehen sey. Die Wärterinn zog hierauf 12 Lire aus der Tasche (welche ich ihr für diesen Zweck gegeben hatte) und sagte: Auch dafür habe ich gesorgt; ein mitleidiger Herr, welchen ich meine Absicht mittheilte, sie aus dieser Klinik zu befreien, hat mir dieses Geld für ihre Bedürfnisse gegeben, und hier ist es. Hierauf besann sich die Patientinn noch ein wenig, blieb aber immer dabey, daß sie wegen ihrer Krankheit nicht folgen könne, und bat, daß doch die Wärterinn die Flucht in einer andern Stunde möglich machen oder sie wegtragen lassen möchte; als sie sich aber überzeugt hatte, daß nichts anders übrig bleibe als zu Fuße fortzugehen, gab sie nach, und sagte, daß sie es so machen wollte. Diese ganze Berathschlagung hörte ich indessen an der Thür mit an. Es war gerade 6 $\frac{1}{2}$ Uhr am 10 Juny und am 11 Tage seit der Aufnahme der *Scholastica Deambrosi* in die Klinik. Um 7 $\frac{1}{2}$ begann sie ihren gewöhnlichen Anfall zu fingiren und bemerkte im voraus, es scheine ihr als ob dieselbe weit milder seyn werde. Um 8 Uhr überzeugte sich der Professor Molina, der Gehülfe des Directors des Hospitals, auf meine Bitte von dem Umstand, daß die Patientinn, wie gewöhnlich, beweisen wollte, sie sey ganz starrsüchtig. Kaum hatte es aber 9 geschlagen, so verbannte sie alle Starrsucht, stand rasch auf, kleidete sich an, und ging gemeinschaftlich mit der einverständenen Wächterinn festen Schrittes durch den clinischen Saal der weiblichen und der männlichen Patienten, stieg die Treppe hinab, und verließ das Hospital, dessen Pforte mit Bedacht offen gelassen worden war, und während sie mit ihrer Gefährtinn sich un-

terhielt, folgten ihr, ohne daß sie es wußte, ganz nahe der Pfortner, der oberste Krankenwärter, und ein Arbeiter; raschen Schrittes durchlief sie eine gute Strecke weit die Straße, und erreichte endlich die bestimmte Wohnung. Kaum angelangt in derselben, wurde sie von ihrer Führerin gefragt, ob sie mit ihr zufrieden sey? Ganz zufrieden war ihre Antwort und sie dankte ihr mehr als jemahls mit mehreren Wortausdrücken. Dieses haben zwey anwesende Frauenzimmer ausgesagt, ferner die drey Personen, die ihr bis an die Thür der Stube nachgeschlichen waren, in welcher sie sich befand. Den ganzen Abend unterhielt sie sich mit den beyden Frauenzimmern, bey welchen sie logirte; des Nachts schlief sie gut und verließ das Bette, wenn es ein Bedürfniß nöthig machte. Als sie des Morgens um 4 Uhr gefragt wurde, ob sie frühstücken wolle, so antwortete sie, sie wolle zur gewöhnlichen Stunde frühstücken. Auf die Frage, wie sie die Starrsucht, wenn wirklich selbe täglich bey ihr eintrete, gestern Abends habe unterdrücken können, antwortete sie: Die große Furcht, mit noch strengern Prüfungen gequält zu werden, und der heftige Wunsch zu fliehen, hätte den Anfall zurückgehalten.

Diese Flucht in dem vollkommensten Anfalle der Starrsucht, von so vielen Personen gesehen und bewahrheitet, überzeugte endlich das Publicum, daß die Patientinn sich wirklich verstellte habe, und drückte das Siegel auf meinen frühern Ausspruch, daß diese Starrsucht fingirt sey. Nachdem eine authentische Schrift nebst den Zeugnissen aufgenommen war, welche den Vorfall bestätigten, ließ sie der Director des Spitals am 11 Juny in ihrer jetzigen Wohnung aufheben, und nebst einer Erzählung des ganzen Vorfalls woraus sich ergab, daß die Krankheit fingirt worden sey, in ihre Gemeinde zurückbringen.

Dieser Fall zeigt, wie weit die Kunst, eine Krankheit zu fingiren, getrieben werden könne, und wie schwierig es sey, wenn bisweilen der Arzt die Verstellung erkannt hat, auch Andere davon zu überzeugen. Jemehr die Krankheiten aus Seltene und Wunderbare grenzen, desto vorsichtiger muß man sich dabey benehmen, bevor man sich über die Wirklichkeit derselben entscheidet.

Fantonetti

Professor der practischen Medicin an der
Universität zu Pavia.

Herausgegeben und redigirt von Anton Dominik Basler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey N. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.